Bilder

aus

dem Leben der Idioten und der Idioten-Anstalten.

Von

Pastor H. Sengelmann, Dr.
Direktor der Alsterdorfer Anstalten.

Norden.
Diedr. Soltau's Verlag.
1885.

2500

Idiotophilus.

Von

Pastor H. Sengelmann, Dr.
Direktor der Alsterdorfer Anstalten.

Dritter Band.

Norden.
Diedr. Soltau's Verlag.
1885.

Bilder

aus

dem Leben der Idioten und der Idioten-Anstalten.

Von

Pastor H. Sengelmann, Dr.
Direktor der Alsterdorfer Anstalten.

Norden.
Diedr. Soltau's Verlag.
1885.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Allen Idiotenfreunden im Publikum, den gegenwärtigen und den zukünftigen,

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Diese Schrift will ein Anwalt sein für die Aermsten unter den Armen. Man hat mit diesem Namen die Idioten benannt, so lange überhaupt die theilnehmende Aufmerksamkeit auf sie gerichtet ist — und gewiß mit Recht. Denn sie sind an Geist und Leib Geschlagene, meistentheils für's Leben geboren ohne die Aussicht, jemals das Leben verwerthen und genießen zu können. Man ist versucht, ihr Leben als ein zweckloses anzusehen, und doch ist es das keineswegs. Jedenfalls hat es den Zweck, die Macht der in der Menschheit vorhandenen Liebe zu constatiren. Die Idioten sind bedeutungsvolle Fragezeichen: Ist noch Liebe in der Menschenwelt, erbarmungsvolle, die keine Noth unbeachtet läßt und sie zu mindern und zu lindern bereit ist? Und wie stark ist sie?

Der Anwalt dieser Armen kann seinen Appell an unser Volk, an die Gemeinde, die bürgerliche wie die kirchliche, richten, indem er die Bilder ihrer Noth in Zeichnungen aus dem Leben entfaltet. So hat der Verfasser dieser Schrift an einem andern Ort gethan*). Hier führt er an die Plätze, wo die Liebe sich ihrer annimmt. Er weiß es, daß es Tausende und aber Tausende in unserm Volke giebt, die noch nichts von der Arbeit an diesen Elenden ahnen, denen es noch völlig unbekannt ist, daß bereits ein Capital der helfenden Liebe für sie flüssig gemacht wurde.

---

*) „Ein Wort für die Idioten!" In der Dresdener Bibliothek für die innere Mission.

Wirbt er für diese Arbeit, so sollen Die, an welche der Appell sich wendet, nicht wähnen, daß für eine Idee, für ein noch nicht realisirtes, vielleicht gar für ein unrealisirbares Phantasiegebilde geworben wird. An einer bereits vorhandenen Arbeit sich zu betheiligen, das ist die Einladung, die diese Schrift ergehen läßt.

Damit es aber kein Werben für eine in einer bestimmten Anstalt betriebene Arbeit sei, so treten in den Erzählungen Namen auf, die der Atlas der Liebesthätigkeit nicht nachweist. Sie geben wahre, aber nicht wirkliche Geschichte. Die Wahrheit derselben werden Alle bezeugen, die mit klarem Blick, mit warmem Herzen und mit lebendiger Erfahrung in der Arbeit stehen, die eine zwar schwere, aber selige ist. Wenn die Zahl derselben durch die gegenwärtige Schrift sich mehrte oder menigstens manches bis dahin noch verschlossene Auge aufgethan, manches bisher noch gleichgültige oder hoffnungslose Herz erwärmt und mit vertrauensvoller Theilnahme erfüllt würde, so hätte der Verfasser einen Lohn seiner Arbeit empfangen, den er schöner sich nicht wünschen könnte. Das walte Gott!

Alsterdorf, den 6. Juli 1885.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Verloren und gefunden.

		Seite
1.	Im Garten des Irrenhauses	3
2.	Die Molkenburg aus der Ferne	6
3.	Eine Abendstunde im Pfarrhofe zu Dornheim	11
4.	Die Kostkinder	15
5.	Die Schauspieler-Truppe	19
6.	Eleonore	24
7.	Marienthal	28
8.	Die Erwarteten	34
9.	Im Krankenzimmer	37
10.	Der Sieg in der Versuchung	41
11.	Die Idioten	47
12.	Der Regierungsrath	52
13.	Auf der Molkenburg	56
14.	Ein grausiges Ende	63
15.	Aus dem inneren Leben	66
16.	Das Wiedersehen	70
17.	Ein Gottesgericht	73
18.	Sein Gang ist lauter Licht	79

II. Dies Blatt gehört der Jungfrau.

		Seite
1.	Die Gesellschaft	87
2.	Johanna	98
3.	Ein Gottesdienst in Marienthal	102
4.	Ein Besuch in Marienthal	108
5.	Das neue Komité-Mitglied	117
6.	Die Conferenz	123
7.	Das neue Heim	130
8.	Ein Brief	134

III. Das Fest zu Elim und Hoffnungsthal.

1.	Wie's auf dem Gange zum Fest zuging	141
2.	Was die Berichterstatter zu erzählen hatten	145
3.	Was von den Festrednern zu sagen ist	152
4.	Wie gegessen und getrunken, gespielt und der Schluß gemacht wurde	158
5.	Was man auf der Heimkehr vom Fest erlebte	169

I.

Verloren und gefunden.

Verloren und gefunden.

I.

Im Garten des Irrenhauses.

Wir saßen hinter dem Gartenhäuschen im Garten des Irrenhauses und plauderten. Es waren die Nachmittagsstunden, in denen die armen Kranken theils promenirten, theils sich im Freien beschäftigten. Wilhelm, den ich zuerst in seiner neuen Stellung als Oberarzt des Hauses besuchte, hatte diese Mußestunde dazu ausersehen, mir von seinen Erlebnissen in den beiden letzten Jahren zu erzählen; und uns Beiden war für diesen Zweck gerade jener Umstand, daß die Frau mit den beiden Kleinen von Hause gegangen war, willkommen. Unsere Umgebung war eine überaus freundliche. Für den Garten war alles Mögliche geschehen, um ihn, ich möchte sagen, als Heilmittel für die armen Kranken zu gebrauchen. Die Anlagen waren ebenso sinnig wie zweckmäßig; es war in ihnen neben einem reichen Naturgenuß für Spiel und manchfaltige Zerstreuung gesorgt. Daneben hatte man von der Höhe, auf welcher das Gartenhäuschen lag, einen Blick über den Garten hinaus auf das Thal, durch welches das friedliche Flüßchen sich schlängelte, umkränzt von grünen durch Heerden belebten Auen und Wiesen. Jenseits des Flusses erhob sich eine alte Burg, deren neuer Anbau in eine Anstalt verwandelt war, welche mit derjenigen, in der wir uns befanden, nicht blos in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch in geschäftlichem Zusammen-

hange stand; es war ein Idioten-Institut, das Wilhelm zugleich in ärztlicher Beziehung zu bedienen hatte.

Schon waren in traulicher Unterhaltung wohl zwei Stunden verflossen, als der Pförtner den Regierungsrath B. anmeldete und Wilhelm genöthigt wurde, in's Haus zu gehen und mich allein zu lassen. Ich behielt anfänglich meinen Platz und sah den Spaziergängen zu, welche einige der Irren unter Selbstgesprächen machten, oder achtete auf die ungemeine Rührigkeit dreier Strickerinnen, die schweigsam einen kleinen Raum des Rasens mit einander theilten. Bald aber lockte mich eine Unterhaltung von meinem Platze, die zwei ältliche Frauen in Gegenwart einer Wärterin mit einander führten. Die Wortführerin hub an: „Nun, hör' zu! Es war gerade neun Uhr. Verstehst Du mich? Da ging ich auf's Feld." Diese Worte bildeten ihre ganze Erzählung, die sie erst in einem leiseren Tone vortrug, dann lauter und lebhafter wiederholte, bis ihr Vortrag eine Höhe des Gekreisches annahm, daß die Wärterin gebieterisch dreinredete und sie nun wieder flüsternd nach einer kleinen Pause von Neuem anhub. Ich suchte mit der Wärterin anzuknüpfen, die sich dann sehr mitleidig über ihre Pflegebefohlenen äußerte, sowie über alle Hausgenossen. Sie machte mich auf eine Frauensperson, die in einem nahen Winkel des Gartens beschäftigt schien, aufmerksam und für die sie ein besonderes Interesse zu haben erklärte. „Ach, reden Sie ihr ein wenig zu! Ein freundliches Wort thut ihr so wohl. Aus eines Mannes Munde wird es ihr vorzüglich willkommen sein! denn von Frauen wendet sie sich leicht ab — und besonders von mir, seitdem sie hinter mein Incognito gekommen ist." Jetzt konnte ich wohl ahnen, daß auch auf dieser Seele ein Schatten ruhte; und das vertrauliche Ergreifen meines Armes bezeugte es mir, das sie mit der Bemerkung begleitete: „Im Vertrauen gesagt, Sie haben mit der Königin von England

geredet!“ Dennoch ließ ich mich nicht abhalten, den Weg entlang zu schlendern, wo Eleonore — unter diesem Namen werden wir sie kennen lernen — am Ende des Gartens mit ihren Blumen beschäftigt war. Sie ließ sich durch mein Zuschauen nicht stören, von den Scharlachpelargonien die dürren Blätter abzunehmen und die blaue Lobelien-Einfassung zu ordnen, welche den rothen Hintergrund einschloß. Nach einer längeren stummen Betrachtung konnte ich mich nicht enthalten, mich anerkennend über ihre Emsigkeit zu äußern und ein Urtheil über die schöne Farbenmischung zu fällen. Sehr sinnig bemerkte sie, daß die Composition der Farben nicht übertrieben werden müsse, und der Gärtner des Guten zu viel gethan habe, indem er auf der andern Seite die Pelargonien erst mit einem blauen dann mit einem weißen Nemophylenkranz eingefaßt habe. Ich lobte dann ihre schönen Scabiosen und Zinnien. Wer weiß, ob ich es gethan haben würde, wenn ich den Verfolg der Unterredung im Voraus hätte überblicken können; wenigstens hätte ich die folgende meiner Fragen nicht gethan. Sie schlug nämlich mit dem kleinen Stabe, den sie in der Hand hatte, an mehrere einzelne Zinnien und sprach: „Ja, sehen Sie meinen Leopold hier, dort meinen Eberhard und den rothen Georg dort in der Ecke! Ha! ha! ha!“ — „Wie?“ fragte ich, „haben Sie ihren Blumen Namen gegeben?“ — „Ach,“ fuhr sie fort, „ha! ha! ha! Du bist ja mein Eberhard!“ und bei diesem Wort zog sie einen kleinen Feuerstein aus ihrer Tasche. „Sieh da, die köstliche Uhr! Auf dem nächsten Balle soll sie mich schmücken.“ Dann nahm sie von der Gartenbank eine große Zeitung und breitete sie über ihre Schürze aus. „Giebt es wohl schöneren Taft! Das sage ich Dir aber nicht, von wem ich den habe! Werde nur eifersüchtig! ha! ha! ha! — Eberhard! Eberhard“ — sie wollte fortfahren, aber sie sank auf die Bank nieder, hielt ihre Schürze vor die Augen, schluchzte laut

und schwamm alsbald in Thränen. Ich konnte nicht vom Flecke. Tiefes Mitleid ging durch meine Seele. Es währte einige Zeit — da war der Ton ihrer Stimme ein anderer, als in dem sie zuletzt geredet hatte. Die Augen verhüllte sie noch — aus ihrem Munde aber drang ein Flehen, das offenbar dem tiefsten Herzen sich entwand: „Mein Herr, bitte, verlassen Sie mich!“ Wer hätte sich dieser Bitte widersetzen mögen! Ich hätte aber so gern eine Lösung dieses psychologischen Räthsels gehabt. Der es vielleicht hätte geben können, Wilhelm, trat gerade in den vom Garten getrennten Hofraum, jedoch begleitete ihn der Regierungsrath und ich mußte es mir also gefallen lassen, mit meinen Gedanken denjenigen Weg einzuschlagen, den gerade die beiden in der Unterhaltung begriffenen Männer gewählt hatten. Doch diese Unterhaltung mußte bald zu Ende geführt werden, der Regierungsrath wollte aufbrechen und auch meine Abschiedsstunde war für heute da. Auf Wiedersehen, so Gott will, morgen! war mein Abschiedswort, und zu meiner Verwunderung setzte mein Begleiter hinzu: Desgleichen!

II.

Die Molkenburg aus der Ferne.

Der Regierungsrath hatte sein Domicil unweit der Molkenburg, die wir aus dem Garten des Irrenhauses gesehen hatten. Bis dahin, wo die Brücke über den kleinen Fluß führt, konnte ich ihn begleiten. Von dort aus führte nämlich mein Weg auf dem diesseitigen Ufer noch ein halbes Stündchen weiter zu der Pfarrei Dornheim, wo ich meine Ferien zubrachte. Mein Begleiter klärte mich, sobald die Pforte des Hofes hinter uns geschlossen war, über die Ursache seiner häufigen hiesigen Besuche auf. Durch ihn war die Umgestaltung der Anstalt vor

etwa drei Jahren hervorgebracht. Bis dahin war nämlich jene Schar von Unglücklichen, die jetzt in der Molkenburg sich befand, zum großen Theil unter den Insassen des Irrenhauses gewesen. Andere, die weniger schlimmen Idioten, wie man sie bezeichnete, waren in dem Landes=Armenhause untergebracht. Da hatte er die Regierung auf diesen Nothstand aufmerksam gemacht und durch seine Vorstellungen endlich die Separirung dieser Elenden zu Wege gebracht, denen er nun seine Hauptthätigkeit zuwendete. Schon die Gründe, die er für diese Auseinandersetzung anführte, nahmen meine Theilnahme in Anspruch. Doch konnte ich das Bedenken nicht zurückhalten, ob nicht durch diese Trennung von der Haupt=Anstalt die ärztliche Behandlung erschwert werde. Er erwiederte: „Sie denken gewiß, daß meine häufigen Touren nach dem Irrenhause den Zweck haben, Ihren Freund in medicinischer Hinsicht zu consultiren. Aber dem ist nicht so. Es ist nicht der Arzt, den ich in unserem gemeinsamen Freunde in Anspruch nehme, sondern ich möchte sagen, der Mensch in ihm; nicht der Kopf des Mediciners, sondern das Herz des christlichen Menschenfreundes.“ Was er zur weiteren Ausführung dieser Bemerkungen hinzufügte, war mir zwar nicht neu, that aber dem Freundesherzen ganz besonders wohl. Der Regierungsrath setzte nun weiter auseinander, wie zwar medicinische Kenntnisse bei der Idiotenpflege nicht ganz unerwünscht und gänzlich entbehrlich seien, wie es aber vor allen Dingen auf ein selbstverleugnungsvolles Herz, gesunden Menschenverstand und pädagogischen Takt ankomme, und „von diesen drei Stücken,“ hob er besonders hervor, „stelle ich das erstere immer und immer wieder voran. Es kommt darauf an, daß die Einen unter der Wärme der hingebenden Liebe aufthauen und die Anderen durch die Milde und Ausdauer derselben nach derjenigen Richtung hingezogen werden, gegen welche ein inneres Widerstreben in ihnen vorhanden zu sein scheint.“ — „Aber,“ setzte ich als

Zweifler entgegen, „ist diese Liebe wirklich in allen Fällen das durchschlagende Mittel?“ — „Verlangen Sie,“ erwiederte mein Begleiter, „von der menschlichen Liebe doch nicht mehr als von der göttlichen! Bedenken Sie doch, daß auch diese hier und dort ihren unüberwindlichen Widerstand findet! Und bedenken Sie weiter, daß es unter unsern armen Zöglingen auch eine natürliche Disposition giebt, die den Liebesstrahlen, was die ethisch-intellectuelle Einwirkung anlangt, so verschlossen ist, wie das Auge des Blinden dem Sonnenstrahl. Aber selbst, was diese Unglücklichen anlangt, so muß ich behaupten, daß unter den drei Erfordernissen, die ich angab, das erste — die hingebende Liebe — gerade dasjenige ist, dessen sie durchaus nicht entbehren können. Unsere Anstalt ist in zwei Abtheilungen für jedes Geschlecht getrennt, so daß Sie bei Ihrem Besuche vier kleine Separat-Anstalten finden werden. Da treten Sie allerdings in zwei dieser Häuser, in denen ihnen heute dieselben Zustände wie vor einem Jahre entgegentreten würden. Es ist bei den armen Pfleglingen in geistiger Hinsicht nichts verändert. Weiter gekommen sind sie nicht. Und gerade diese beiden Häuser würden Ihnen sofort die Widerlegung jener sanguinischen Hoffnungen darbieten, mit denen manche Humanisten auf das Werk der Idiotenbildung blicken. Dennoch würde unsere Anstalt diese Häuser ungern entbehren.“ „Aber warum nicht?“ fiel ich ein. „Sollte man nicht mit gutem Gewissen diese unheilbaren Blödlinge dem Staate zurückgeben können, und wären diese nicht ganz gut in den Irrenhäusern an ihrem Platz?“ — „Blödlinge sind in keiner Gestalt im Irrenhause am Platze,“ erwiederte der Regierungsrath. „Schon um deswillen nicht, weil der Blödsinn eine ganz andere Voraussetzung hat als der Irrsinn. Letzterer ist von einem gesunden psychisch-physischen Zustande ausgegangen und eine nachmals eingetretene Zerstörung desselben, nicht so der Blödsinn. Aber gesetzt auch, das übte

auf die Behandlung in der Folge keinen Einfluß aus: so würden wir doch die Entlassung eines uns übergebenen Zöglings aus diesem Grunde als einen Akt der Härte betrachten, der mit jenem Sinne, welcher die Anstalt in's Leben gerufen hat, durchaus im Widerspruch stände. Können wir diesen Armen nicht helfen, daß es in ihrer Seele zu dämmern und zu tagen beginnt, so achten wir es für unsern Beruf, sie gegen die Rauhheit des Lebens, die gerade an ihnen so leicht sich geltend macht, zu schützen. Das Maß der Einwirkung auf sie haben wir doch niemals in unserer Hand. Wird es für den einen Fall von oben her dahin bestimmt, daß wir mit unserer Arbeit bis in die Tiefe hineindringen, so dürfen wir uns doch nicht weigern, für einen anderen Fall uns auf die Oberfläche zu beschränken. Unsere Aufgabe ist: für die Blöden zu sorgen; wie weit die Sorge in den einzelnen Fällen gehen könne, das müssen wir der göttlichen Fügung überlassen. Unser Programm muß sich nach dem Felde richten, auf das wir, sobald wir die Arbeit übernahmen, getreten sind; das Feld aber darf nicht nach dem Programme zugeschnitten werden." „Aber das ist wahr," setzte der lebhafte Mann hinzu, „unsere Liebe hat gerade in der Pfleglingsabtheilung ihre höhere, schwerere Aufgabe. Wo sie Erfolge der Arbeit sieht, wie gering dieselben auch seien, da liegt in diesen immer wieder ein neuer Sporn. Der Lehrer bekommt neue Anregung, wenn er den einzelnen Lichtstrahl in der bis dahin umnachteten Seele wahrnimmt; aber der Pfleger kennt diese Förderungsmittel nicht, es sei denn, daß er sie in der Anschmiegsamkeit seiner Pfleglinge findet, die freilich in manchen Fällen auch noch Widerlichkeiten mit sich führt, die er erst überwinden muß. Gerade hier ist also für die Selbstverleugnung ein Arbeitsfeld, wie kein anderes." „So haben Sie gewiß an Ihren Arbeitern" — fuhr ich fort — Gelegenheit zu Studien der Seelenkunde. Aber dafür entbehren Sie

dieſelben auch an Ihren Zöglingen. Denn das iſt doch gewiß anders, als im Irrenhauſe, wo eben die Inſaſſen das Material für ſolche Forſchungen darbieten.“ „Sagen Sie das nicht!“ — erwiederte der Mann, der, wie ich merkte, über einen Reichthum der Erfahrungen auf dem Gebiete der Seelenkunde zu verfügen hatte. „Zwar können wir bei unſeren Zöglingen nicht auf eine Vergangenheit, wie die der Irren iſt, zurückgehen; aber oft auf eine noch weitere. Der Zuſammenhang des elterlichen und kindlichen Lebens iſt es, der in vielen Fällen vor uns aufgedeckt wird. Ich könnte Ihnen einerſeits zeigen, wie Gott die Sünden der Eltern oft an den Kindern heimſucht. Da ſchwebt mir gerade das Bild eines Knaben vor, den der Vater bei ſeiner Taufe zu einem Freiheitsmanne ſtempeln wollte, indem er — es war in der Revolutionszeit — den Prediger mit der Forderung beläſtigte, ihn Robert Blum Trütſchler zu taufen — der Knabe iſt ein completer Narr geworden. Andererſeits könnte ich Ihnen einzelne Beiſpiele vorführen, wo die Kinder die vollſtändigen Carricaturen der Affecte, Neigungen und Lebensrichtungen ihrer Eltern darſtellen. Alſo ſagen Sie nicht, daß unſere Zöglinge weniger intereſſant in pſychologiſcher Hinſicht ſind als die Inſaſſen des Irrenhauſes. Sie werden ſich auch davon überzeugen, wenn wir Sie bei uns ſehen. Und ich hoffe, daß dies doch auch bald geſchehen wird!“ — Bei dieſem Wort ſtanden wir an der Brücke. Ein junger Mann mit einem etwa achtjährigen kleinen Mädchen war im Begriff, dieſelbe nach unſerer Seite her zu überſchreiten. Er hielt inne, und der Regierungsrath wandte ſich an die Kleine: „Nun, Toni, wollteſt Du dem Onkel entgegengehen?“ — Sie antwortete mit einem überaus freundlichen Geſicht und einem ſehr kräftigen, mit Nachdruck ausgeſprochenen: „Ja, Onkel!“ — Ich ahnte ſchon nach dem Ausdruck des Kindes, daß es ein Zögling der Molkenburg ſein müſſe. Der Regierungsrath beſtätigte es

und setzte hinzu: „Hier wüßte ich gern mehr, als ich weiß. Wir haben eben von den psychologischen Studien bei der Idiotenpflege gesprochen und von dem Zusammenhange zwischen Eltern und Kindern. Ueber die Eltern dieser Kleinen habe ich bis jetzt leider nichts in Erfahrung bringen können; und aus sich selber ist sie schwer zu erklären. Sie hätten sie vor einem Jahre sehen sollen. Da sprach sie kein Wort. Wir mußten sie für völlig sprachlos halten. Aber nach einigen Wochen fing es an, in ihren Begriffen klarer zu werden, und da stellte es sich heraus, daß auch bei ihr, wie oft, die Stummheit nicht auf organischen Fehlern beruhte, sondern eine secundäre Folge ihres Blödsinns war. Jetzt haben wir die Freude, den allmähligen Sieg des Unterrichts über ihre Stummheit wahrzunehmen, und sie ist deshalb ein kleiner Verzug unsers Herrn Leberecht. Aber sie ist ein eitles Ding!“ Ich gab der Kleinen die Hand, streichelte ihre Wangen; sie lehnte sich sofort an mich und hielt mir ihre Puppe in die Höhe, die sie mitgenommen hatte. Dann wiederholte sie mehrmals das Wort: „Mitgehen!“ Ich aber antwortete: „Ja, ich will Dich morgen Nachmittag besuchen.“ „Morgen?“ fragte sie und der Regierungsrath, der mir die Hand drückte und mir Grüße an den Pfarrer zu Dornheim auftrug, erwiederte: „Ja, morgen kommt der Onkel und will mit Toni spielen.“

III.

Eine Abendstunde im Pfarrhofe zu Dornheim.

Es begann Abend zu werden. Je näher ich Dornheim kam, merkte ich, daß die Leute auf den Feldern sich anschickten, Feierabend zu machen. Doch schienen mir bei weitem nicht Alle, die ich auf den verschiedenen nach dem Pfarrdorfe füh-

renden Wegen gewahrte, Feierabend machende Landarbeiter zu sein. Wenn ich mich nicht irrte, gewahrte ich Röcke, die mehr Sonntags- als Arbeitskleider zu sein schienen. Dies bewog mich, den ersten derartig gekleideten Alten, den ich einholte, anzureden. „Heut Abend ist Stunde!“ gab er mir auf meine Frage zur Antwort, und wenn auch dieselbe für einen Fremden keine ganz deutliche sein mochte, genügte sie mir doch. Ich wußte von den Bibelstunden, die allwöchentlich im Pfarrhaus gehalten wurden. Heute Abend, ich kann's nicht leugnen, wäre es mir allerdings lieber gewesen, wenn ich den lieben Freund und Amtsbruder für mich allein hätte haben können. Den ganzen Nachmittag über hatte sich so viel Stoff für ein Unterhaltungsstündchen angesammelt, daß mir dies nicht ohne Schmerz verloren ging. Doch wurde mir nicht lange Zeit gelassen, mich zu betrüben. Schon von dem alten Mitpilger hatte ich erfahren, daß der Pfarrer jetzt gerade den Brief des Jacobus auslegte und seit einiger Zeit schon bei dem Verse stehe, in welchem der Apostel von dem reinen und unbefleckten Gottesdienst redet. Er habe so allerlei aus der christlichen Vereins- und Liebesthätigkeit erzählt und werde wohl am heutigen Abend darin fortfahren. So war es auch. Als wir in den Hofraum, der mit einer hohen Lehmmauer umgeben war, eintraten, saß der Pfarrer schon an seinem Tische und sprach über die Kinderpflege. Das geschah aber in einer ganz anderen Weise, als ich es wohl in Versammlungen der Residenz gehört hatte. Ich merkte, daß die Leute des Dorfes wohl noch wenig Ahnung von gemeinsamer Liebesthätigkeit hatten. Einzeln und an Einzelnen ließen sie es wohl nicht fehlen; der Bettler bekam an der Thür sein Almosen, der kranken Wöchnerin wurde eine Suppe hingeschickt, die alten Röcke und Beinkleider wurden nicht dem Trödler, sondern einem reisenden Handwerksburschen überlassen, und in dieser Hinsicht blieb Dornheim hinter anderen

Dörfern gewiß nicht zurück. Aber der nahen Idioten-Anstalt alljährlich eine regelmäßige Liebesgabe zuzuwenden, die Kinder-Bewahr-Anstalt zu unterstützen — dazu war es erst sehr langsam gekommen; denn von dem Gedanken konnte man nicht loskommen, das seien ja keine Dornheimer Kinder, und für diese zu sorgen, das sei Sache des Staats. Durch des Pfarrers Bemühungen war es aber allmählich anders geworden; es ging ihm bald ein Sack Weizen, bald ein Korb Kohl für jene Institute zu und besonders gestaltete sich die Lage jener Kostkinder besser, deren es viele in Dornheim gab. In der etwa sechs Stunden entfernten Kreisstadt herrschte nämlich die Sitte, die Waisen- und Armenkinder zu versteigern. Den mindest Nehmenden wurden sie in Kost und Pflege gegeben und diese waren gewöhnlich die Dornheimer, welche das kleine Volk besser als die anderen Ortschaften verwerthen konnten. Hatte man anfänglich nur an den Nutzen gedacht, den man von den Kindern ziehen wollte, so war doch nun allmählich unter des Pfarrers Einfluß auch eine Anerkennung der Erziehungspflichten, die man gegen sie habe, durchgedrungen; ja, manche hatten es schon so gut, wie die eigenen Kinder des Hauses und diese — namentlich die Mädchen — werden späterhin noch Gott danken, daß sie nicht in Anstalten, sondern in Familienhäusern den Ersatz für das elterliche Haus, das ihnen fehlte, empfingen. Um dies zu erreichen, durfte aber der Pfarrer in seinen Stunden nicht zu allgemein und theoretisch reden, sondern er mußte oftmals auf concrete Fälle die Rede bringen. So war es gerade am heutigen Abend. „Es ist nun wohl recht gut," sagte er, „daß der Peter Schulz damals die Kleine aufgehoben, sie erst in sein Haus und dann in unsere Stunde mitgebracht hat. Es ist auch wohl recht schön, daß damals Alle — ein Jeder nach Vermögen — beisteuerten, um das kleine Geschöpf nach der Molkenburg zu bringen. Aber das kann entweder ein flüchtiges Mitleid oder

etwas gewesen sein, das noch weniger ist, als dies. Wir haben uns damit eine Last vom Halse geschafft, die uns offenbar auferlegt ist. In unserm Dorfe ist die Kleine ausgesetzt: so ist sie uns von dem Herrn zugewiesen. Wir haben ihr nun die Stelle in der Molkenburg geschaffen. Wollen wir aber dem Herrn gleich sein, so gehört zu der Schöpfung die Erhaltung." Es folgte nun ein ausführlicher Hinweis auf den barmherzigen Samariter, der den armen Verwundeten nicht blos in die Herberge gebracht, sondern auch die Zukunft bedacht und das „Pflege sein!" gesprochen, ja auch fernere Hülfe in Aussicht gestellt habe. „So will's — hieß es zum Schlusse — auch in Bezug auf unsere Toni der rechte barmherzige Samariter, der auch die Dornheimer gemeint hat, als er sprach: ‚Gehet hin und thuet desgleichen!'" Es war mir interessant, die Kleine kennen gelernt zu haben, die hier den Gegenstand der Verhandlung bildete, und ich konnte es nicht unterlassen, als nach der Stunde der Eine sich zu diesem, der Andere sich zu jenem Beitrage verpflichtete, auch meinerseits ein Anerbieten zu machen. „Wenn denn," sagte ich, „die Dornheimer für Essen und Trinken sorgen wollen, so will ich die Bekleidung übernehmen!" Sowie ich diese Aeußerung gethan hatte, erhob sich der schon erwähnte Peter Schulze. Er sprach: „Dann habe ich Euch etwas auszuhändigen. Wisset nämlich, die kleine Toni ist, wie Ihr wohl schon gehört habt, hier im Orte gefunden. Sie war sprachlos und konnte uns nicht sagen, woher sie kam und wohin sie gehöre. Sie lag, als ich sie fand, schlafend am Zaun und hatte ihren kleinen Lockenkopf auf einen Bündel gelegt. In diesem Bündel war allerlei Flitter und Lappenkram; außerdem aber ein kleines Kästchen. Dies Kästchen enthielt eine werthvolle Damenuhr, die mit einem Zettel umwickelt war. „Ist für die Bekleidung der kleinen Toni bestimmt" steht auf diesem Zettel zu lesen. Wir haben in dem Jahre, welches die Kleine auf

der Molkenburg zubringt, dies Kapital noch nicht angegriffen. Jetzt aber muß offenbar, da Sie das Kind zu kleiden übernommen haben, dies Erbtheil in Ihre Hände übergehen.“ Ich wollte mich weigern, aber die ganze Versammlung unterstützte den Antrag des Peter Schulze und so blieb mir nichts Anderes als die Erklärung übrig: „Gut, so mag's denn sein! Aber auch ich werde die kleine Erbschaft wohl ebensowenig angreifen, wie Ihr. Ich will sie aber treulich für die Kleine aufbewahren und sie täglich tragen, damit ich auch fern von Dornheim mich stets der hier übernommenen Schuld erinnere.“ Ich ging dann mit dem Peter Schulze in sein nahes Haus und kehrte in die Pfarrei heim, wie ein Knecht, der einen neuen Dienst antritt. Denn nicht blos die Uhr, sondern das ganze Bündelchen wurde mir zu treuen Händen übergeben.

IV.

Die Kostkinder.

Am andern Morgen saß ich mit dem lieben Amtsbruder auf seinem Studirstübchen, und es war die Fortsetzung der gestrigen Stunde, oder, soll ich sagen, es war ein Privatissimum, das er mir über den Gegenstand derselben las. Die Kostkinder des Orts beschäftigten unsere Gedanken. „Schon sind ihrer manche Pfleglinge der Molkenburg geworden, und sie sind ein Zeugniß gegen jenes System, von dem man in der Kreisstadt trotz der vielen Warnungen nicht lassen will. Ich will garnicht von dem Fluchwürdigen der Versteigerung reden. Gesetzt, man ließe diese fallen und bestimmte selbst den Satz des Kostgeldes, so würde man ja doch immer so niedrig greifen, daß die Voraussetzung dabei wäre, die Kosteltern müssen sich noch anderweitigen Nutzen durch ihre Pfleglinge erzielen, sie müssen durch dieselben

den Lohn ersparen, den sie sonst einem Kuhhirten oder Gänsejungen geben würden. Man wendet sich also an den Egoismus, um mit ihm ein Geschäft zu machen, und die Waare sind die armen Kinderseelen. Ich nenne sie arm. Denn in tausend Fällen bringen gerade diese Kinder noch die Mitgift einer besonderen Armuth mit. Ich denke an den Zusammenhang, in den sie durch ihre Geburt gebracht sind, an die Keime, die in Folge derselben in ihnen schlummern. Ja, wäre gar kein derartiger Zusammenhang vorhanden, wäre es wirklich eine unbeschriebene Tafel, für welche die nicht blos mit der leiblichen Ernährung, sondern auch mit der geistigen Fürsorge betraute Armen-Verwaltung zu sorgen hätte, so wäre ein gewöhnliches Hauswesen für die Aufnahme dieser Kinder genügend; aber es dürfte doch schon kein auf der Grundlage des Egoismus ruhendes sein. Wie spärlich aber finden sich diese Häuser! Und wie noch seltener diejenigen, in welchen entweder der Vater oder die Mutter das für die Erziehung so nothwendige Verständniß für das Seelenleben und den pädagogischen Takt besitzt. Wahrlich, die Controlle des Unterrichts, welche die Armen-Verwaltung so sorgfältig übt, beruht doch nur auf der falschen Voraussetzung, daß der Unterricht schon die Erziehung einschließe. So kommt's denn auch, daß trotz der guten Schule, die sie besuchen, viele unserer Kostkinder allmählich in einen Stumpfsinn verfallen, der sie zuletzt der Molkenburg zuführt." „Das begreife ich" — unterbrach ich den Freund. „Denn wenn auch der Lehrer durch seinen Unterricht Alles aufbietet, die Seelenkräfte zu wecken und den Verstand zu schärfen, so steht das Denkvermögen doch noch unter einem andern Einflusse. Ich kann's mir denken, daß das einsame Herumliegen bei den Heerden geheime Sünden erzeugt, welche außer anderen nachtheiligen Folgen auch die Schwächung der geistigen Kräfte nach sich ziehen." „So ist es eben," sagte der Amtsbruder, „und die Verhältnisse, in

welche diese armen Kostkinder gebracht werden, müssen um so mehr jene Wirkung hervorbringen, als dieselben in ihrer Abkunft vielfältig die Neigung zu jenen Sünden mitbringen. Eben um deswillen trete ich denn auch ganz entschieden auf die Seite jener Humanisten, welche sagen, der Grundsatz: „Der Armuth vorbeugen, muß mit der Armen-Unterstützung Hand in Hand gehen," dieser Grundsatz müsse auch auf diesem Felde zur Geltung gebracht werden. Es muß nicht blos für die Pflege und Heilung der Idioten etwas geschehen, sondern es muß auf dem Gebiete der Erziehung und des Armenwesens auch dasjenige geschehen, was geschehen kann, um die Wurzeln des Idiotismus zu vertilgen. Ich sage: was geschehen kann. Denn wenn manche der erwähnten Humanisten zugleich solche Idealisten sind, daß sie die Ausrottung aller Wurzeln für möglich halten, so kann ich ihnen soweit nicht folgen und bin der Meinung, daß sie ihre pädagogische Kunst zu hoch anschlagen. Aber das steht mir doch fest, daß auf diesem Wege an eine ganze Reihe von Wurzeln der Spaten und die Hacke gelegt werden können. „Möchtest Du denn" — fuhr er fort — „wenn Du im nächsten Jahre in die Armen-Verwaltung geschickt wirst, das Deinige thun, um, was die Pflege der Kostkinder anlangt, Wandel zu schaffen." — Ich machte den Einwurf, daß, wenn ich auch von dem Nachtheiligen der bisherigen Verpflegungsweise überzeugt sei, ich doch mit solcher Darstellung das Collegium höchstens auf den halben Weg bringen würde. Zeig' uns nun auch etwas Besseres! würde man mir mit vollem Recht zurufen. — „Das ist wohl wahr, und ich leugne nicht, daß ich noch keinen Vorschlag gefunden habe, bei dem nicht Schwierigkeiten sich entgegenstellen würden. Ich denke mir die Sache so: Hat die Armen-Verwaltung sich bisher mit Privatpersonen eingelassen und diesen die Pflege ihrer Schützlinge überlassen, so kann sie dasselbe auch mit Privat-Anstalten thun. Sie kann mit den

verschiedenen Bewahr=Anstalten, welche die freie Liebesthätigkeit gegründet hat, in Verbindung treten und diesen ihre Kostkinder übergeben. Ich fürchte freilich, daß es hier der Kostenpunkt sein wird, an welchem das Unternehmen scheitert. Denn hier hört das Weggeben der Kinder auf, ein Kaufgeschäft zu sein." — Aber" — fiel ich ein — „sollten nicht auch anderweitige Nachtheile mit diesem Wege verknüpft sein?" — „Du willst," erwiederte mein Freund, „die Frage erörtert wissen: Ob Anstalts=bildung oder die Pflege im Privathause vorzuziehen sei? Auf diese einzugehen, würde uns schwerlich jetzt die genügende Zeit zu Gebote stehen. Daher laß mich nur in zwei Worten meine Ansicht aussprechen. Ich denke an das häusliche Leben nicht wie es seiner Idee nach ist und sein soll, sondern wie es der=malen das gewöhnliche ist. Und da ist meine Meinung diese: Ganz fehlt es an solchen Privathäusern nicht, denen fremde Kinder mit gutem Gewissen anvertraut werden können; daher kann für einen Theil der Pfleglinge auf diesem Wege gesorgt werden, und das muß derjenige Theil sein, der am wenigsten die Atmosphäre des Familienlebens entbehren kann und am wenigsten für eine Anstaltserziehung sich eignet, der Theil, für den das Haus, wie es ist, am ersten genügt, und diesen Theil, meine ich, bilden die Mädchen. Der Knabe aber hat eine andere Zukunft. Dieser entspricht, wie es eben jetzt ist, mehr die Anstalt als jedes beliebige Haus." Doch es giebt vielleicht noch einen Mittelweg. Den aber sollst Du in den Tagen, die Du noch bei mir zubringst, aus eigener Anschauung kennen lernen. Ein halbes Stündchen hinter der Molkenburg liegt Marienthal, wo eine Anstalt sich findet oder, soll ich sagen, eine Kindercolonie, in die ich Dich einmal führen werde. Da wirst Du ein Princip vertreten finden, das ich als eine Fort=bildung dessen betrachten möchte, das Du eben als das meinige vernommen hast."

Die Glocke tönte. Der Pfarrer setzte seine Pfeife zur Seite, ging an seinen Schreibtisch, nahm Bibel und Gesangbuch unter den Arm, und wir gingen herab in die Familienstube, wo das ganze Haus bereits zum Morgensegen versammelt war.

V.

Die Schauspieler-Truppe.

„Soll's heute Nachmittag zur Molkenburg gehen," dachte ich, „so möge es heute Morgen versucht werden, ob Wilhelm mir ein Stündchen schenken kann!" Nach dem Morgensegen machte ich mich auf den Weg. Wie lieblich war's auf den grünen Gefilden! Die Lerche schmetterte in den heiteren Lüften, der Storch ging bedachtsam in dem hohen Gras am Flusse, der Kuhjunge sang, der Knecht, der langsam mit den Pflugpferden auszog, pfiff sein Stückchen, die alte Großmutter hatte das Knäbchen mit der mächtigen Peitsche an der Hand, um zu sehen, wo die Liesel blieb, die schon die Milch zu Markt getragen hatte. Die Alte grüßte ich, und sie war gleich mit der Klage bei der Hand, daß das dumme Ding sich von Allem, was ihr unterwegs begegne, aufhalten lasse. Diesmal hätte ich denn auch den Namen des dummen Dinges verdient; denn ich ließ mich auch von dem, was Liesel aufgehalten hatte, in meiner Wanderung unterbrechen. „Was ist das da unter den Kirschbäumen für eine bunte Gruppe?" dachte ich. Nah am Wege zog sich nämlich auf der Höhe ein Buchenwald hin; hier trat er näher an den Fluß heran, dort blieb er ihm ferner. Wo dies der Fall war, füllte sich an einer Stelle der Raum mit Kirschbäumen aus. Ich war dahin zuweilen mit des Amtsbruders Kindern gegangen. Ich hatte mich dann in's Gras gelegt und Hans, Gottfried und Martin hatten inzwischen ihre

Turnkünste praktisch angewendet und sich für ihre Uebungen mit den Kirschen belohnt, die, obschon etwas klein und sauer, doch dem unverwöhnten Geschmacke eine Delikatesse waren. In denselben Bäumen sah ich jetzt verschiedene bärtige Männer und junge Burschen; sie plünderten für sich und für die Weiber und Kinder, die meine frühere Stelle einnahmen. Auch die beiden Jungen, welche die Pferde fütterten, bekamen ihr Theil. Die Pferde waren ausgespannt, auf dem Rade des einen Wagens stand ein kleiner Knabe und neigte sich über die Seitenleitern, sich mit kleinen Mädchen neckend, die hoch aus dem Stroh des Wagens ihre Puppen, als ob es Vertheidigungswaffen wären, emporhielten. Der andere Wagen hatte ein leinenes Verdeck, das vorn zurückgeschlagen war. Hier saß, wie es schien, um sich zu sonnen, ein junges, bleiches, offenbar krankes Mädchen. Diese schien einer der größeren Knaben unter den Kirschbäumen zu meinen, als er den im Baum sitzenden Schwarzbart fragte: „Soll die Agnes auch einige Kirschen haben?“ — Eine barsche Antwort erfolgte, die ich nicht verstand; doch merkte man es an dem Tone, daß es eine verneinende war. Indessen fand sich doch Jemand, der Kirschen an den Wagen brachte und dafür ein freundliches Lächeln, bei dem die Krankheit und Schwäche des Mädchens aber erst recht zu ihrem Ausdruck kam, als Dank und Lohn erntete. Ich hatte mich inzwischen an einen stämmigen, etwas rauh in die Welt hineinsehenden Mann gemacht, der die Kirschenleser gewähren ließ, sich selbst aber, wie es schien, nur mit den Rauchwolken seiner Tonpfeife beschäftigte, denen er mit Theilnahme nachschaute. Sein Sitz war ein Granitblock, seine Lehne ein alter Kirschbaum; den Rock hatte er ausgezogen und an einen Ast des Baumes gehängt, und die gleichfalls ausgezogenen Stiefel bildeten das Spielzeug eines jungen Hundes an seiner Seite. „Gebt nur Acht, Freund,“ redete ich den rauchenden

Philosophen an, „daß er Euch nicht mit den Stiefeln durchbrennt!“ — „Das Durchbrennen überläßt er andern Leuten,“ war die lakonische Erwiederung eines Mannes, dem an einer Unterredung gar nichts zu liegen schien. — „Aber seht,“ — ich konnte es doch nicht lassen fortzufahren, „seht! Eure Stiefel bekommen den Rest!“ — „Wer nur sonst auf'm Strumpf ist, grämt sich darum nicht.“ — „So müßt Ihr es denn wohl sein; denn Ihr regt Euch ja nicht um der Stiefel willen.“ — „Mein Herr, ich bin es wohl; doch so sehr bin ich nicht auf dem Strumpf, daß ich noch Jemand für meine Gesellschaft engagiren könnte; und besonders Leute, die ein weißes Halstuch tragen, kann ich in meiner Truppe garnicht gebrauchen. Wenn Sie also an mich herangekommen sind, um bei mir ein Engagement zu suchen, so bitte ich Sie, in Ihrer ferneren Wanderung keine Verzögerung eintreten zu lassen.“ Der Entstiefelte hatte also hier unter Gottes freiem Himmel gethan, was unter dem häuslichen Dache derjenige that, der uns zeigte, wo der Zimmermann das Loch gelassen. Ich befand mich demnach in einer peinlichen Lage. Beim Weggehen würde ich mir wie ein begossener Pudel vorgekommen sein; und welchen Bemerkungen hätte ich mich wohl beim Bleiben ausgesetzt. Dennoch mußte eins von Beiden gewählt werden, und ich zog den Weggang mit kleinen selbstbereiteten Hindernissen vor. Der Ruf des kranken Mädchens, auf den ein kleiner Junge an den Wagen eilte, bot mir Veranlassung, noch einmal wieder Halt zu machen und die Erscheinung, so gut es aus der Ferne ging, zu betrachten. Jener Ruf zog auch den Barschen an den Wagen heran; langsamen Schrittes aber kehrte er zu seinem Steine zurück, während der Kleine in den Wald lief. In denselben Wald führte mich auch mein Weg, auf dem ich langsam dahinschlenderte. Hier fesselte mich ein kleines Vogelnest, dessen jugendliche Bewohner bereits auf den Rand getreten waren und, wie es schien, sich für eine

baldige neue Zukunft rüsteten, dort unterbrach meinen Gang die emsige Arbeit eines hohen Ameisenhaufens, dem ich gern mein Taschentuch zur Parfümirung übergeben hätte, wenn nicht doch allmählich ein treibender Gedanke sich in der Brust des schlendernden Spaziergängers Geltung verschafft hätte. Aber die Eile war von kurzer Dauer; denn zwei junge Männer verursachten durch eine Bitte im Interesse ihrer feuerlosen Cigarren einen Stillstand. Sie mußten — so schloß ich aus ihrem Anzuge — jener Schauspielertruppe angehören, die unter den Kirschbäumen rastete. Mir war die Lust, diese Leute anzureden, vergangen; daher machte ich, nachdem der Liebesdienst erwiesen war, sofort die Verbeugung, die das Weitergehen beiderseits zu veranlassen pflegt. So war denn das „Entschuldigen Sie!“ gerechtfertigt, mit dem der eine der Beiden mein ferneres Stillstehen verursachte. „Entschuldigen Sie!“ sagte er, „Sie sind wohl der Herr Pfarrer des Orts?“ — „Der bin ich zwar nicht,“ war meine Erwiederung; mit dem Nachsatze aber zögerte ich, da ich mich erinnerte, wie wenig beliebt dem Barschen da unter den Kirschbäumen das weiße Halstuch war. Indessen der Fragende übernahm selbst den Nachsatz, indem er fortfuhr: „Aber ein Herr Pfarrer sind Sie doch auch!“ Was sollte ich nun mit der Antwort zaudern? „Sie haben recht geurtheilt;“ entgegnete ich; „ich gehöre jenem Stande an, mit dem Sie vielleicht seltener in Berührung kommen; denn ich halte Sie für Glieder jener Gesellschaft, an welcher ich dort unten vorüberging.“ — „Wir gehören zu ihr,“ erwiederte der Eine und setzte mit Bezug auf meine Bemerkung hinzu: „Sie haben auch Recht, daß allerdings die Beziehungen zwischen uns und dem geistlichen Amte nur sehr lose sind; dennoch aber giebt es wohl Lagen, wo auch wir Ihres Amtes nicht entbehren oder doch nur sehr schwer Ersatz für dasselbe finden können.“ — „Einen Herrn aus Ihrer Gesellschaft — entgegnete ich — habe ich

getroffen, der diese Ihre Ansicht nicht zu theilen und eine ganz eigene Abneigung gegen den geistlichen Stand zu haben scheint.“ Meine Bemerkung hatte zur Folge, daß Beide sich lächelnd ansahen. Dann nahm der Andere, der bis dahin geschwiegen hatte, das Wort: „Sie haben wohl mit dem Wachtposten sich eingelassen, Herr Pfarrer. Wachtposten dürfen sich auf keine Unterredungen einlassen.“ Dann fuhren sie fort mit ihrem schelmischen Lächeln. „Ein eigner Wachtposten!“ erwiederte ich, „der nicht einmal lauffähig war!“ Der junge Mann bezeichnete nun den gewählten Ausdruck als einen scherzhaften; jener Barsche sei der Director ihrer Truppe und allen Gliedern derselben eine mißliebige Person; besonders aber habe er seit einigen Tagen durch seine üble Laune es auch mit denen verdorben, die er sonst noch auf seiner Seite hatte. Diese Laune habe zwar ihren Grund; es habe sich vor einer Woche etwa ein junger Künstler heimlich davon gemacht. Dieser habe in einem Liebesverhältniß zu dem jungen Mädchen gestanden, das ich wohl in einem leidenden Zustande würde wahrgenommen haben. Eben diese Künstlerin sei nun aber der Gegenstand seines Mißtrauens geworden. Er bewache sie mit Argusaugen und lebe in beständiger Furcht, daß auch sie ihm heimlich davongehen werde.“ — „Und ach, daß Gott erbarm!“ fuhr der Andere fort. „Das Entwischen soll sie wohl lassen. Aber nun wird ihr auch ihr Recht nicht. Für ärztliche Hülfe wird nicht gesorgt, und auch ihr Gemüth — das besonders im leidenden Zustande ist — erhält keine Pflege. Sie gerade ist es, um deretwillen wir Sie, Herr Pfarrer, angeredet haben. Sie hat schon mehrfach uns den Auftrag gegeben, ihr den Beistand eines Seelsorgers zu verschaffen. Andere unserer Collegen haben sie darüber verspottet; von uns wußte sie, daß wir den Glauben und die Ansichten eines Jeden ehren. Daher trug sie uns noch an diesem Morgen auf, unseres ihr gegebenen

Versprechens eingedenk zu sein, wenn wir durch ein Pfarrdorf kommen würden. Und sie muß Sie wahrgenommen haben, denn sie schickte uns einen kleinen Knaben in den Wald mit der Bemerkung nach: Der Pfarrer kommt." — „Gern, liebe Freunde," erwiederte ich, „wollte ich Euch behülflich sein. Aber der Wachtposten! Doch ich werde schon einen Weg finden, an die Kranke zu kommen. Wohin geht Eure Reise?" — „Wir beziehen den Jahrmarkt zu Goldenau!" — So kommt Ihr durch Marienthal?" — „Dort werden wir, wie ich höre, übernachten." — „Eine größere Tagereise macht Ihr nicht?" „Für heute nicht, da der Director dort seine Frau erwartet, die heute in der Nähe einen Besuch macht." — „Nun, in Marienthal soll Euer Wunsch in Erfüllung gehen!"

VI.

Eleonore.

Im Irrenhause war Wilhelm gerade beschäftigt, als ich ankam. Ich erwartete ihn im Garten, suchte aber, als ich durch die Gebüsche und Blumenbeete spazierte, ob ich nicht irgendwo Eleonore fände, die gestern mein Interesse so sehr in Anspruch genommen hatte. Bei ihrem Beete fand ich eine merkliche Veränderung. Die Zinnien und Scabiosen waren beseitigt, und an der Stelle derselben fanden sich Blumentöpfe mit Rosensträuchen. Ein Wärter, den ich vorfand, gab mir die Erklärung: „Die alten Blumen durften nicht bleiben; sie verrückten der Frauensperson nur noch mehr den Kopf. Es ist übrigens merkwürdig," sagte er, „wie bald sie sich über die verlorenen alten Freunde tröstete. Sie muß früher auch immer sehr leicht mit den Liebhabern und Freunden gewechselt haben." Nach längerem Spazieren fand ich Eleonore endlich in einer Laube.

Sie redete mich sofort mit vergnügtem Angesicht an: „Eberhard hat mir ein Paar Ballschuhe geschenkt; überdies habe ich eine goldene Uhrkette bekommen; aber von wem, das sage ich nicht! Ha! Ha! Ha!“ — „Da freuen Sie sich wohl!“ entgegnete ich. „Ja, das können Sie denken! fuhr sie fort. Aber Franz soll mir auch was für sein Töchterchen schenken! Der Geizhals ist freilich nicht leicht dazu zu bringen! Aber ich kriege ihn schon! Ha! Ha! Ha! — Und von Ihnen muß ich eine Mantille haben!“ — „Sie sind heute recht vergnügt! erwiederte ich. „Das bin ich auch“ — und dann trällerte sie: „Genießt den Reiz des Lebens; man lebt ja nur einmal!“ — Tick! Tick! Tick! fuhr sie fort und hielt einen Stein an ihr Ohr. — Plötzlich aber lief sie aus der Laube scheltend: „Der Kerl soll mir nicht nahe kommen; mein Mann?! ha! ha! ha! schöner Mann!“ — Eine Wärterin, die sie beobachtete, rief ihr zu: „Kommen Sie, Eleonore, das Frühstück wartet!“

Aber nach dem Frühstück wartete auch noch etwas Anderes, nämlich ein Wagen, der Eleonore aus dieser Anstalt in eine andere führen sollte. „Betrübt es Dich nicht“ — fragte ich Wilhelm, der inzwischen zu mir gekommen war — „daß Du diese Hausgenossin verlierst? Und war es denn so nothwendig, daß Du sie abgabst?“ — Wilhelm erwiederte: „Nothwendig war allerdings die Uebersiedelung. Diese Kranke ward nämlich seit einem Jahr auf Staatskosten verpflegt; und da gehörte sie allerdings in unser Haus. Jetzt ist übrigens die Verpflichtung des Kreisamtes zu B. für sie zu sorgen erwiesen, und da gehört sie in das jenseitige Irrenhaus. Du scheinst Theilnahme für die Arme gewonnen zu haben, und da wird es Dir am Ende erwünscht sein, sie in größerer Nähe zu besitzen. Aber, lieber Freund, sie ist eine von Denen, welche den Irrenärzten und Pflegern nicht gerade zur Freude gereichen. Es fehlt ihr dasjenige, wo eine verheißungsvolle Einwirkung anzuknüpfen

hat, es fehlt ihr das Gemüth. Sie gehört zu Denen, die im gesunden Zustande jene Hohlheit des Innern offenbaren, bei der es zur Ausbildung eines Charakters nicht kommt, die also nur den Boden für die Pflanzen der Eitelkeit besitzen und, wenn eine ausgeprägte Sinnlichkeit da ist, in hohlen Liebeleien und Liebesverhältnissen sich gefallen. Zum Beleg will ich Dir das Leben der Unglücklichen, soweit es mir bekannt ist, erzählen. — Sie war als junges Mädchen von gefälligem Aeußeren, kam aber — ob durch ihre eigene Wahl oder nicht, das weiß ich nicht — an einen weniger ansehnlichen Mann, der sie heirathete. Sehr bald behagten die äußeren Verhältnisse des Handwerksstandes, in den sie geheirathet hatte, der früheren Gouvernante nicht. Sie wurden ihr noch mehr verleidet, als sich allmählich Nahrungssorgen einstellten. Gewiß hatte sie das Ihrige zu diesen gethan, da Putz und Aufwand, Besuch von Bällen und Casinos fortgesetzt wurden, auch als das tägliche Brod schon knapp war. Aber eben diese Casinos sollten zugleich zur Verbesserung der äußeren Verhältnisse dienen. Da lernte sie einen Fabrikanten kennen, der dem Manne unter die Arme griff, dafür aber Hausfreund wurde. Alsbald gesellte sich ein zweiter Hausfreund dazu. Man nahm, obschon das Geschäft sich nicht eben hob, eine Verbesserung des Mobiliars wahr, und ein neues Kleid gesellte sich zu dem anderen. Aber auch die Familie vermehrte sich. Dem Mann war es nicht immer recht, dieselbe ernähren zu müssen. Es gab bisweilen häuslichen Zwist. Aber derselbe wurde immer wieder beigelegt, da Jeder von dieser Ehe seinen Vortheil hatte. Ein dritter Hausfreund war ein hochgestellter Mann — ich habe bis jetzt seinen Namen nicht in Erfahrung bringen können. Dieser war mehr seiner Stellung und seines Einflusses wegen den Beiden willkommen. Aber endlich verglich man seine Angebinde mit denen der Anderen, die da ein- und ausgingen, und da kam

man auf einen Weg, von dem man sich auch in dieser Hinsicht Vortheile versprach. Die beiden Ehegatten kamen überein, sich gegenseitig einen Prozeß zu machen und in diesen jenen Herrn zu verwickeln. Sie waren überzeugt, daß seine Ehre ihm gebieten würde, mit Geld die Sache todt zu machen, und so meinten sie, in den Besitz eines kleinen Vermögens zu kommen. Aber der Herr Rath — den Titel, glaube ich, führte er — war klüger als sie. Geld kostet's, dachte er — aber das soll nicht in ihre Taschen kommen, sondern in die der Beamten. Die sollst Du spicken! So that er, und was diejenigen, die über die niederen Beamten stehen, anlangt, so dachten sie nicht an das Sprichwort, daß eine Krähe der anderen die Augen nicht aushacke. Genug, der ganze Prozeß hatte einen anderen Ausgang, als sie erwarteten; große Verlüste stellten sich in Folge desselben ein. Die Hausfreunde zogen sich zurück. Der Mann lief davon. Sie behielt freilich noch Einen an der Hand, der sich mit ihr und den Kindern auf den Weg nach Bremerhafen machte, um von dort nach Amerika überzusiedeln. Das war vor etwa zehn Jahren. Vier Jahre brachte sie in der neuen Welt erst mit dem Rest der europäischen Hausfreundschaft, dann als zwei Kinder drüben begraben und eins hinzugeboren war, ohne denselben zu. Vor sechs Jahren kam sie ohne Kinder wieder in ihrer Heimath an. Schon da bildete sich ihr jetziger Zustand allmählich aus. Obschon sie kein Hemd und keine Strümpfe hatte, wußte sie allem Flitter, mit dem sie sich behängte und der oft nicht mit der Feuerzange anzufassen war, die modernste Form zu geben. Dabei coquettirte sie, wo sich Gelegenheit bot, und wollte immer noch eine Dame vorstellen. Man bemerkte wohl hier und dort schon die Spuren der Verwirrtheit; dennoch wurde sie für unser Haus erst reif, als sie in einem Laden eine Entwendung versuchte und der Physikus, der sie zu untersuchen hatte, ein Zeugniß über Geisteszerrüttung

ausstellte. — Daß in unserm Hause auch nur die geringste Spur der Besserung eingetreten wäre, kann ich nicht sagen. Gott gebe, daß Du nach Jahr und Tag von meinem Collegen günstigere Resultate höreſt. Aber ich wage es nicht zu hoffen."

„Was mag aber aus den armen Kindern geworden sein!" sagte ich. — „Von diesen weiß ich freilich nichts zu erzählen. Aber arme Kinder sind's gewiß. In physischer Hinsicht ziehen Verhältnisse, wie die erwähnten, nicht selten traurige Folgen für die Kinder nach sich und in sittlicher gewiß. Meine Erfahrung hat es mir gezeigt, daß die Sünden der Eltern an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied heimgesucht werden. Aber freilich erlebt man's auch, daß die freiwaltende göttliche Gnade hier und dort eingreift, um den alten Bann zu heben."

VII.

Marienthal.

Die kleine Toni mußte heute vergeblich warten. Denn die Molkenburg mußte rechts liegen bleiben, weil der Gang nach Marienthal nothwendiger war. Auf diesem Gange befanden wir uns, nachdem der Kaffee eingenommen war. Ich sage wir; denn Wilhelm begleitete mich und später gesellte sich zu uns Beiden der Regierungsrath, der versprochenermaßen den gemeinsamen Freund besuchen wollte, als er aber von dem Zweck unseres Ganges hörte, sofort mit uns umkehrte. Er meinte, er könne uns vielleicht behülflich sein. — Die Nähe der Molkenburg gab Wilhelm Veranlassung, mich auf die gesunde Lage der Anstalt aufmerksam zu machen, und der Durchblick in den Garten derselben führte dann in die Pädagogik hinein. „Du hältst es," sagte er, „vielleicht für Verschwendung, wenn wir soviel auf den Garten und seine Anlagen verwendet haben.

Es ist uns das schon von manchen Seiten zum Vorwurf gemacht. Die Leute denken, gerade für Idioten sei eine Umgebung leicht hergestellt. Ein freier Tummelplatz, ob Rasen oder Sandwüste, sei vollständig hinreichend. Der Stumpfsinn habe ja doch nichts an Bosquets, Blumen, Gruppen u. dergl. — Aber eben weil er von selbst nichts daran hat, soll der Sinn dafür in ihm geweckt werden. Der Schönheitssinn soll angeregt, das Gemüth an der Hand der Natur herangebildet werden. Gelingt es, von dieser Seite einem Zögling beizukommen, so ist außerordentlich viel gewonnen. Hier ist freilich ein Gebiet auf dem Felde der Idiotenerziehung, das die Arbeit eines gemüthvollen Erziehers fordert." — In solchen Gesprächen holten wir eine Spaziergängerin ein, die einen Besuch in der Molkenburg gemacht zu haben schien. Es war eine lange, ältliche Frau bleichen und gefurchten Angesichts; ihr Anzug, etwas phantastischer Art, war offenbar durch den Wahn erfunden, daß der entschwundene Lenz des Lebens durch Chignons, Mantillen und Caskетts ersetzt werden könne. Sie sprach vor sich hin: „Nein, den kleinen Balg hätte ich doch nicht wieder erkannt: der ist gut herausgefüttert." Das waren die letzten Worte, die ich verstand, ehe ich an sie herankam. Wilhelm und der Regierungsrath waren nämlich eine kleine Strecke vorangekommen und, ehe ich sie wieder einholte, schloß sich der aus dem Gebüsch kommende Weg jener Dame mit dem meinigen zusammen. Ob sie sich schämte, im Selbstgespräch betroffen zu werden, oder was sonst der Grund sein mochte — sie war verlegen, als ich sie grüßte. Doch wußte sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit zu fassen und sprach sofort ihre Freude aus, daß die der Gegend Unkundige einen Geleitsmann nach Marienthal gefunden habe. „Es verlohnt sich wirklich der Mühe," sagte sie, „das zu sehen, was die Humanität hier für die leidende Menschheit thut." Sehr bald aber merkte ich, daß sie

von den eigentlichen Leistungen der Anstalt keine Ahnung habe. Sie war so eine von den oberflächlichen Beobachterinnen, denen auch leicht Sand in die Augen zu streuen ist. Das geschah nun zwar in der Molkenburg nicht. Doch auch solche Beobachter können zu Zeiten an den Kern herankommen; und das war auch bei dieser Besucherin geschehen. Sie sprach von dem guten Essen, das die Kinder bekämen, und wie sie Alle ein so kräftiges Aussehen hätten. „Ich kam," sagte sie, „gerade zur Tischzeit, und man bat mich, an dem Mittagbrod Theil zu nehmen. Dieselbe Einladung hatte ich auch schon einmal in einer anderen Anstalt empfangen. Da wurde ich aber in ein kleines Zimmer geführt, wo eine Anzahl von etwa zwanzig Gedecken sich fanden, und hier theilte ich mit den Lehrern und Aufsehern ein Mahl, das allerdings exquisiter war, als das auf der Molkenburg. Heute aber aß ich mit dem ganzen Hause, und da habe ich, aufrichtig gesagt, den Wein und den Braten durchaus nicht entbehrt. Es schmeckte mir das einfachere Essen ganz anders." — Sollt's auch der Weg gethan haben," fragte ich, „den Sie vorher schon zurückgelegt hatten?" — „O nein," meinte die Fremde, „dort kam es mir vor, als ob ich bei einem Gastwirth zu Gaste war, der mich an seinen eigenen Tisch nahm, während die Fremden draußen aßen; hier war es mir, als ob Alle mit einander eine Familie bildeten; und es war am Tische so ein trauliches Familienleben." — „Das also ist es, was Ihnen gefällt;" erwiederte ich. — „Ja, mein Herr," entgegnete sie; „das Familienleben hat besonders für den etwas so Wohlthuendes, dessen Lebensberuf ihn so selten zum Genusse desselben kommen läßt." Sie erzählte dann, wie sie die meiste Zeit ihres Lebens auf Reisen zubringe und, wenn sie auch die Ihrigen bei sich habe, doch den eigentlich traulichen, stillen Umgang mit ihnen nicht kennen lerne. Sie nannte sich Frau Directorin und war die Gattin des Unfreundlichen unter den Kirschbäumen.

Wie nun? Sollte ich mich ihr offenbaren? Sollte ich ihr Aufschluß geben über meinen Gang nach Marienthal? Es schien mir nicht rathsam; denn etwas Vertrauen Erweckendes fand ich in ihrem ganzen Wesen nicht. Es war mir also höchst willkommen, daß sie bei dem ersten Hause Marienthals, wo Wilhelm und der Regierungsrath Halt gemacht hatten, sich verabschiedete.

„Deine Freunde sind noch nicht da," sprach Wilhelm. Denn von dem Platze, wo die Beiden standen, konnte man die Straße hinunter bis nach dem Gasthofe sehen, und auf dieser Straße, sowie vor jenem Hause, war noch Alles still. „So ist denn aber der Vortrab schon da!" erwiederte ich, auf die Frauensperson zeigend, die den Weg nach dem Gasthofe fortsetzte.

Auf den Vorschlag des Regierungsraths benutzten wir unsere freie Zeit zur Besichtigung der kleinen Colonie. Wir gingen zunächst in das Mutterhaus, das die Knaben-Anstalt umschloß. Diese Kinder waren theils ganze Waisen, theils fehlte ihnen entweder der Vater oder die Mutter. Sie waren aus Lebensverhältnissen, in denen keine genügende Garantie für eine heilsame Erziehung lag, und liebevolle Fürsorge hatte sie in diese Bewahr-Anstalt gebracht. Hier wurden sie unterrichtet, erzogen und für einen künftigen Lebensberuf herangebildet. Land- und Gartenbau waren die praktischen Thätigkeiten, zu denen man die Knabenkräfte in den Arbeitsstunden verwendete. Es mochten ihrer etwa dreißig bis vierzig sein, die ich vorfand. Ein verheiratheter Hausvater stand an der Spitze des Hauses, ein Lehrer und ein Oekonom oder Landwirth, der zugleich die Gärtnerei verstand, waren seine Gehülfen. Dies Haus und die landwirthschaftlichen Gebäude lagen an der einen Seite der Straße, an der anderen waren neben einander sechs kleine Häuschen, von denen jedes einen kleinen Vorgarten hatte. Das

erste war die Wohnung des Oekonomen, in dem zweiten wohnte ein Landarbeiter, in dem dritten, das zugleich die allgemeine Küche umschloß und deshalb einen größeren räumlichen Umfang hatte, wohnte eine Wittwe, welche mit drei Gehülfinnen das Beköstigungswesen besorgte. Das vierte Haus war das Schneider-, das fünfte das Schusterhaus und das sechste, das gerade leer stand, sollte von einem Tischler, dessen Frau die Gesammtwäsche besorgen wollte, bezogen werden. — „So sind," sagte ich, „alle diese Häuser um der Knaben-Anstalt willen da!" — Der Regierungsrath antwortete: „Sie haben Recht, und doch auch nur theilweise. — Wollen wir von der Marienthaler Anstalt reden, so müssen wir nicht an das Knabenhaus allein denken. Die Anstalt wird nämlich aus allen Häusern gemeinsam gebildet. Wenn nämlich die Insassen der sechs Häuser sich auch durch die Thätigkeiten, die sie bereits kennen, an der hiesigen pädagogischen Arbeit betheiligen, so thun sie es doch auch noch in anderer Hinsicht. In jedem der sechs Häuser sind vier Mädchen untergebracht. Diese gehören auch zu der Anstalt; aber sie bedürfen eben einer anderen Pflege als Knaben; ihnen thut die Atmosphäre eines wirklichen Familienlebens noth. Das Militärische des Anstaltslebens knickt das weibliche Wesen, nimmt ihm die Zartheit, die es nicht verlieren darf. Es ist naturwidrig und entspricht auch nicht dem weiblichen Lebensberufe, Mädchen in großen Haufen zusammenzubringen. Kasernenartige Mädchen-Anstalten sind Anstalten für Abtödtung der Weiblichkeit, und was haben dieselben auch für die sittlichen Zustände unseres Volkes ausgetragen? Gerade aus der Beobachtung der ungünstigen Resultate jener Erziehungsweise sind unsere kleinen Familienhäuser hervorgegangen. Verwechseln Sie dieselben aber nicht mit den künstlichen Familien, die Ihnen in manchen Anstalten begegnen. Da finden Sie zehn, zwölf Mädchen zusammen; eine oder zwei Diakonissen stehen an der

Spitze. Das nennt man Familie. Bei uns aber haben sie nicht blos den Namen; hier steht ein Ehepaar über jenen Kindern, die auch, was die Zahl anlangt, das normale Maß der Familie nicht überschreiten, und bei denen wir auch der Altersverschiedenheit Rechnung zu tragen pflegen, wie sie unter den Kindern eines Hauses vorhanden ist." — Mir fiel dabei ein, was der Pfarrer von Dornheim mir schon angedeutet und über die Kostkinder der Armen-Verwaltung gesagt hatte. — „Wie schön wäre es, entgegnete ich dem Regierungsrath, wenn alle Kostkinder des Staates der Wohlthat dieser Erziehung theilhaftig werden könnten!" — „Ich stimme Ihrem Wunsche vollständig bei, und ich muß sagen, daß seine Erfüllung mir auch durchaus keine Unmöglichkeit zu sein scheint. Allerdings ist zwischen dem, was jedes Kind uns kostet, und dem, was die Armen-Verwaltung zahlt, ein nicht geringer Unterschied. Aber wenn jene Verwaltung zur Erkenntniß ihrer Verpflichtung für die Kostkinder gelangt und vor einer Erhöhung ihres Ausgabe-Etats nicht zurückschreckt, und andererseits die Administration der hiesigen Anstalt in Erwägung zieht, daß eine Erweiterung ihres Kreises die Ausgabe verhältnißmäßig verringert, so glaube ich, wird doch der Punkt sich finden, wo Beide zusammentreffen. Jedenfalls glaube ich, daß in dieser Colonisation, bei welcher Anstaltsbildung und häusliche Erziehung sich vereinigen, der Weg dargestellt ist, auf welchem wir ersprießlichere Wirkungen, als auf allen bisherigen Wegen erzielen." Als nach unserer Wanderung durch die einzelnen kleinen Häuser die Gäste, die wir erwarteten, noch immer nicht eingetroffen waren, schlossen wir den Anstaltsgenossen uns an, die in den Betsaal zur Abend-Andacht wanderten. Eine kleine Kirche, die aber bei ihrer Erbauung nicht blos für die Zahl der Anstaltsgenossen bemessen war, lag an einem mit Kastanien bepflanzten Platze. Bei größeren Festen konnte die Versammlung auch auf diesem Platze

lagern, denn es war wie bei der Rochuskapelle zu Bingen eine Kanzel an der Außenwand des Kirchleins angebracht. Doch dieser Gottesdienst im Freien fand eben nur bei besonderen Festen statt. Heute saßen wir gemüthlich im Innern des freundlichen Betsaals. Die Andacht war eine kurze. Sie wurde von dem Hausvater der Knaben-Anstalt gehalten, und bestand in einem geistlichen Liede, einer Vorlesung aus der heiligen Schrift und einem Abendgebete.

VIII.

Die Erwarteten.

Endlich, als wir den Saal verlassen hatten, war unsere erwartete Reisegesellschaft da. Zwischen der Anstaltscolonie und dem eigentlichen Dorfe lag das Wirthshaus. Vor diesem standen die Dorfkinder in Haufen und gafften; denn die wandernde Truppe hatte so viel Ungewöhnliches, daß man darum die alltäglichen Spiele wohl einmal unterlassen konnte. Dem Herrn Director schienen freilich die Zuschauer weniger angenehm zu sein; er entlehnte sich von demjenigen Künstler, der zur Zeit auch Fuhrmann war, die Peitsche und hieb in das improvisirte Parterre und Parquet hinein, daß die Zuschauer — wenigstens für einen Augenblick — sich entfernten, alsbald aber ohne Contremarke sich wieder einstellten. Wirth und Hausknecht aber spielten bei der Ankunft der Gäste eine eigenthümliche Rolle. Man sah nichts von dem hastigen Rennen und Laufen, von jenen Bücklingen und Hülfleistungen, die man sonst vor Hôtels wahrzunehmen gewohnt ist. Der Wirth hatte den ausführenden Künstler der Rechnungen, der Hausknecht den Empfänger der Trinkgelder in jene enge Behausung gebracht, die bei Gaffern oft den Handschuh zu vertreten pflegt, und die großen Augen

waren theilnahmlose Zuschauer bei der rastlosen Thätigkeit, die sich an den Zügeln der Pferde abseiten der Künstler entfaltete. Alsbald stellte sich auch ein Mann mit einem Knotenstock ein, dessen Brustschild sammt dem rothen Rand der Mütze ihn als einen Diener der Gerechtigkeit darstellte. Man wies ihn an den Barschen, der noch immer die Peitsche in der Hand hatte, sie nun aber wegwarf und alsbald aus dem Sitze, von dem das kranke Mädchen sich erheben mußte, ein Tasche hervornahm. Aus dieser nahm er zwei Papiere, die der schwerfällige Diener der Gerechtigkeit entfaltete und, wie es schien, durchbuchstabirte. Nachdem dies geschehen war, traten Beide an den Wirth heran, der anfänglich unverändert seine Stellung beibehielt, gleich dem Hausknecht, der aber doch ein Interesse an dem zu gewinnen schien, was der Polizeidiener seinem Herrn offenbarte. Endlich bekam Johann den Befehl, die Scheunenthür zu öffnen, und nun rückte die ganze Gesellschaft hinein mitsammt der Dame, die mir vorhin klagte, das Familienleben entbehren zu müssen. Der Regierungsrath und Wilhelm machten sich nun an den Polizeidiener; sie gingen nach kurzer Unterredung mit einander in die Scheune. Während sie dort waren, kamen die Beiden, die ich im Walde getroffen hatte, an mich heran und flüsterten: „Wir kennen uns nicht!“ Dann fuhren sie fort, die letzten Effecten, die noch draußen lagen, unter Dach zu bringen. Bald kamen auch wieder meine Freunde auf die Straße. „Das sage ich Ihnen aber, meine Herren —“ sprach der Director, der sie begleitete, — „eine besondere Bezahlung erfolgt nicht. Thun Sie, was Sie wollen. Geld habe ich für diese Creatur nicht mehr. Sie hat mich schon genug gekostet. Ihre Krankheit ist nichts Anderes als Faulheit und Sentimentalität.“ — „Was Sie für sie zu thun haben, wird Ihnen schon gesagt werden!“ erwiederte der Regierungsrath. „Das Mädchen bleibt vorläufig hier.“ Es wurde dem Wirth mit der Bemerkung übergeben,

daß er dasselbe nicht eher ziehen lasse, als bis ihm von dem Regierungsrath die Weisung werde zugegangen sein. „Sehr wohl! Herr Rath! Zu dienen! Herr Rath!“ war die Antwort, die, als der Director noch etwas hinzusetzen wollte, mit einer auf die Scheune weisenden Handbewegung begleitet wurde. „Director hin! Director her!“ murmelte der Dicke — „was geht so'n Dreck mich an!“ — „Herr Rath!“ fuhr er dann in einer andern Tonart fort, „was ich noch sagen wollte, die Rechnung für das Mensch — das Fräulein — habe ich Ihnen zuzustellen?“ — „Gewiß, aber Sie behandeln sie gut!“ — „Versteht sich, sie wird gleich Plumpudding bekommen!“ — „Den Kukuk auch!“ fiel Wilhelm ein, „ich werde Ihnen schon aufgeben, was sie haben soll. Sie ist krank.“ — „Krank, sehr wohl, Herr Oberarzt, krank! Ach, die Arme! Ja, ich will sie behandeln, wie mein eigenes Kind.“ — Inzwischen kam die Directorin und hatte ein Anliegen an den Wirth. „Ist Ihnen Ihr Zimmer nicht groß genug?“ fragte er barsch. „Mache Sie mir den Kopf nicht warm! — Ein Zimmer, in dem man Pferd und Wagen bei sich haben kann, ist doch wahrhaftig nicht klein! Da ist auch für alle Bequemlichkeiten des Menschen Platz genug!“ — Wenige Minuten vergingen, so wurde der Transport der Kranken aus der Scheune in den Gasthof vorgenommen. Als er beschafft war, wollten wir unsern Rückweg antreten, denn nach Wilhelm's Erklärung war der Zustand der Kranken von der Art, daß am heutigen Abend eine Unterredung mit ihr nicht wohl stattfinden konnte. Beim Weggehen bemerkte ich dem Wirthe, wir würden uns wohl in diesen Tagen wiedersehen, denn ich würde die Kranke häufiger besuchen. „Da thun Sie recht daran,“ entgegnete er, „denn 's ist, weiß Gott, ein hübsches Mädchen. Ich will sie ordentlich pflegen, daß sie bald wieder auf den Beinen ist, damit Sie mehr Freude an der Kranken haben. Für dies Pack ist sie doch zu gut.“ Das

unheimliche Grinsen, womit der dicke Wirth seine Rede begleitete, machte auf mich einen widerlichen Eindruck. Ich dachte: „Die ist wohl vom Regen unter die Traufe gekommen!“

Unterwegs beruhigten mich meine beiden Begleiter. „Ich habe die Kranke,“ sagte Wilhelm, „der Wirthin, die eine ordentliche Frau ist, an's Herz gelegt. Und soll sie länger hier bleiben — so ist's ja auch nicht mehr lange, bis das Wirthshaus eine neue Gestalt bekommt. Die Gesellschaft, welche Marienthal verwaltet, hat es angekauft und wird es nach der Weise der Gasthöfe oder Gemeinlogis in der Brüdergemeinde verwalten lassen. Ein solches war wegen der Fremden, die entweder hier oder auf der Molkenburg oder im Irrenhause Angehörige besuchen, nothwendig. Bisher aber ist es uns ein Kreuz gewesen. Dies Haus hat das Seinige gethan, um die Stille, der wir hier uns freuten, zu verscheuchen; und der dicke Wirth war der gemachte Mann dazu.“ — „Ja, wahrhaftig,“ stimmte ich ein; „daran zweifle ich nicht. Aber sollten wir in Betreff unserer Kranken auch ruhig sein können? Wäre es nicht möglich, daß wir in einem der kleinen Häuser für sie ein Unterkommen fänden?“ — Wilhelm verneinte diese Möglichkeit und setzte hinzu: „Die Frau wird, wie gesagt, das Ihrige thun.“

IX.

Im Krankenzimmer.

So fand ich's denn auch, als ich am andern Morgen wieder einsprach. Ich hatte in Dornheim keine Ruhe; sobald das Frühstück eingenommen war, befand ich mich auf dem Wege. Die Truppe hatte sich bereits entfernt. Nur der Director saß noch in traulicher Unterhaltung bei dem Wirthe. Die Magd, die mich empfing, führte mich in das sogenannte beste Zimmer,

welches neben dem Gastzimmer lag. Hier hatte ich unbemerkt den Genuß der ganzen Unterhaltung. Der Wirth sprach jetzt mit dem Künstler aus einem ganz andern Tone als gestern, und war höchst wahrscheinlich durch die gute Zeche umgestimmt. Den Burschen hatte ich auch noch nie so traulich reden hören. Die Kranke war der Gegenstand des Gesprächs. „Sehen Sie," sagte er, „so ein junges Blut ist leicht zu fangen, und da hält sie's denn heute mit Diesem, morgen mit Jenem. Daß so Eine im Alter eine Betschwester wird, das ist ja nichts Ungewöhnliches; aber als zwanzigjährige — —" „Bewahre," fiel der Wirth ein, „das hat seinen Haken." — „Ja, das hat's auch," sagte der Künstler, „und offenbar will sie nichts Anderes, als nun auch einmal einen Liebhaber mit weißem Halstuch haben." — „So ist's," sagte der Dicke; „aber ob sie's auch verstehen wird, derartige Leute zu fangen. Da muß sie ein Bischen die Augen verdrehen und aus der Bibel reden können; und ob sie das gelernt hat?" — „Ach, das thut bei den Pfaffen auch nicht immer nöthig; diese Rasse weiß sich in Alles zu schicken." — „Na, ich merke, Sie kennen diese Herren auch!" — „Und ob ich sie kenne! Aber wenn sie mir die Agnes abspenstig machen sollten, so sollte es ihnen doch schlecht gehen! Hören Sie, Herr Wirth — aber erst noch ein Gläschen Cognac! Hören Sie, beobachten Sie das Mädchen gut und lassen Sie den Kerl mit dem weißen Halstuch nicht zu ihr! Sie können ja heute sagen, daß sie schlafe, morgen, daß sie im Fieber liege, und übermorgen findet sich wohl eine andere Ausrede! — Wenn wir nur erst den Goldenauer Markt hinter uns haben, so werde ich sie schon abholen. Käme aber etwas Besonderes vor, so schicken Sie mir einen Boten nach. Es soll Ihr Schade nicht sein." Offenbar drückte er bei diesen Worten dem Wirthe etwas in die Hand. Der Wirth sagte langsam: „Sie bekommen heraus?" — „Nichts! nichts!" — „O mein verehrter Herr

Director!“ — „Schon gut, schon gut! Jetzt muß ich aber eilen, daß ich meinen Leuten nachkomme.“ Der Wirth brachte seinen Gast vor die Thür und ging dann pfeifend durch das Gastzimmer in die beste Stube, wo er — o Schrecken! — mich vorfand. „'Ne schöne Gesellschaft! nicht wahr, Herr Pfarrer!“ — mit diesen Worten riß er sich aus seiner Verlegenheit, die er noch durch die Bemerkung beseitigen wollte, daß ein Wirth mit allerlei Leuten umgehen müsse. — „Jetzt zum Beispiel,“ fuhr ich ernst und ruhig fort, „mit einem Manne, der ein weißes Halstuch trägt. Doch ich möchte gern die Kranke sehen!“ — „Das kann geschehen, sehr gern geschehen,“ erwiederte er und führte mich die Stiege hinauf zu ihrem Zimmer. Die Wirthin saß an dem Bette und hielt die Kranke aufrecht, die mit einem feuchten Tuche sich das Gesicht wusch. Trotz der durch den Gebrauch der Schminke, nun auch durch die Krankheit fahl gewordenen Wangen und trotz der Mattigkeit der Augen hatte das feingeschnittene Gesicht des etwa neunzehnjährigen Mädchens etwas Anziehendes. Sie unterstützte die Bitte der Wirthin, daß ich auf einem zu Füßen des Bettes stehenden Stuhl Platz nehmen möchte. Nachdem sie dann mir gedankt, daß ich für ihren hiesigen Aufenthalt Sorge getragen hätte, fuhr sie fort, ihre Krankenbettstoilette zu vollenden, wobei die Wirthin hülfreiche Hand leistete. Dies war geschehen, da machte die Wirthin — offenbar von Zartheit des Gemüthes geleitet — eine Entschuldigung, um das Zimmer verlassen zu dürfen, sie müsse die Vorbereitungen zum Mittagbrod treffen; und so war ich mit meinem neuen Beichtkind allein. Unsere Unterredung, die wohl eine gute Stunde dauerte, gab mir die Ueberzeugung, daß ich es mit einer von Gewissenskrupeln geängstigten Seele zu thun habe. Ihr Beruf war ihr zum Ekel geworden; sie hatte die Sehnsucht, von ihm befreit zu werden. Sie hatte, wie sie gestand, sich beständig unter den Versuchungen des Leichtsinns,

der Eitelkeit und der Wollust bewegt und war bald hier, bald dort, bald so, bald anders ein Opfer dieser Versuchungen geworden. — „Ich kann nicht mehr; ich will nicht mehr! rief sie aus mit ihrer matten Stimme; aber ich kann mir allein nicht helfen! Ach, liebster Herr Pfarrer, stehen Sie einem armen verlorenen Mädchen bei! Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine andere Hülfe als zum Verderben gehabt! Seien Sie — ich bitte — der Erste, der mir zum Besseren hilft!“ — Ich erwiederte: „So dürfe sie doch nicht sprechen, sie habe doch gewiß eine Mutter —“ — „Schweigen Sie, ich fluche meiner Mutter; ja ich fluche, fluche ihr, die mich mit der Milch der Eitelkeit und Wollust genährt, an die Bühne verkauft und dem frühen Tode geweiht hat!“ — „Halt ein, liebes Kind, so darf nie eine Tochter von einer Mutter reden!“ — „Ich muß es, ich darf es, ich will es! Ja, Fluch! Fluch!“ — Bei diesen Worten sank sie zurück; ich merkte aber, daß wir uns auf einem Wege befanden, der weder für das Seelenwohl noch für die physischen Zustände der Armen ersprießlich zu werden versprach. Einen andern aber durfte ich jetzt um so weniger einschlagen, als auf eine baldige Wiederherstellung der inneren Ruhe doch nicht zu hoffen war. So saß ich noch eine Weile still und stumm an ihrem Lager und hatte wenigstens die Freude, beim Abschiede wahrzunehmen, daß schon meine Theilnahme und das Anhören ihrer Herzensergüsse ihr wohlgethan hatte. „Morgen ein Weiteres! Der Herr helfe inzwischen!“ diesen Gruß erwiederte sie mit freundlichem Nicken.

Zwischen Marienthal und der Molkenburg traf ich Wilhelm, welcher der Kranken die ärztliche Hülfe bringen wollte. Es war mir lieb, daß er sich sofort mit mir einverstanden erklärte, eine Abkürzung des Aufenthaltes in jenem Wirthshause sei durchaus nothwendig. „Für acht Tage,“ meinte er, „räumt ihr vielleicht der Hausvater der Molkenburg das Fremden-

zimmer ein.“ — „Das Gesuch will ich sogleich stellen,“ antwortete ich; „denn ich werde diesen Nachmittag droben zubringen. Aber wie wirds mit dem Transport dahin?“ — „Da muß der Regierungsrath helfen.“ — „Nun gut,“ sagte ich, „so sorge Du nur dafür, daß sie transportfähig wird.“ — Wilhelm hob den Finger auf und lächelte: „So darf doch wohl ein Geistlicher nicht sprechen!“ Ich fühlte das Wahre dieser Bemerkung und verwandelte meinen Scherz in den stillen Wunsch, daß unsern Bemühungen von oben her Erfolg möge verliehen werden.

X.

Der Sieg in der Versuchung.

Die Uebersiedelung der Kranken nach der Molkenburg verzögerte sich um einige Tage, theils weil das zur Aufnahme bestimmte Fremdenzimmer eben gerade getüncht wurde, theils weil Wilhelm den Transport noch gern um einige Tage wollte hinausgeschoben haben. Tags vor der Abfahrt stellte sich ein Gast im Wirthshause ein, der nach vielem Suchen endlich Agnes' Aufenthalt entdeckt hatte. Es war jener Genosse der Schauspielertruppe, mit Bezug auf den das Wort des Barschen vom Durchbrennen gesagt war. Er gab sich gegen den Wirth für einen Literaten aus, der namentlich im Hinblick auf die hier befindlichen Anstalten die Gegend bereise. In der Unterhaltung über diese Anstalten finden wir die Beiden begriffen. „Ja, sehen Sie, sagte der Wirth, wenn die Leute noch für sich blieben! Aber sie wollen die ganze Umgegend bekehren. Hören Sie nur einmal so eine ihrer Reden. Da sprechen sie immer davon, daß sie Lichter seien, die in diese Gegend hineingestellt wären, um Alles ringsum zu erleuchten!“ — „Als ob Alles umher dunkel wäre!“ fiel der Fremde ein. — „Ja, das ist wahrhaftig

nicht dunkel! Wir sind hell genug! Aber die Herren möchten uns gern ein Bischen dümmer haben. Fürwahr, wir sind so dumm nicht. Wir verstehen ihren Kram besser, als sie denken!“ — Der Fremde lächelte und sagte: „Nein, fürwahr, Sie sehen nicht aus wie Einer, der auf den Kopf gefallen ist.“ Der Wirth erwiederte: „Ich will mich nicht rühmen; aber so'n Bischen von der Welt kenne ich doch auch; ich habe Land und Leute gesehen.“ — „Sie heißen doch nicht Riehl?“ fragte der schelmische Gast. — „Nein, mein Name ist Goldmacher!“ — „Ein schöner Name, auf Ehre! — „Ja, was thue ich mit dem Namen! Wenn ich's so könnte, wie jene frommen Herren, welche die Stiftungen anlegen und verwalten. Glauben Sie mir, die machen Geld!“ — „O, Herr Wirth, das sollte man doch nicht denken!“ — „Nun, was ich Ihnen sage! Meinen Sie, daß sie das Alles umsonst thun? Sehen Sie, da ist so ein Großer, der hat ein Kind, das er los sein will; da drückt er ihnen ein Dutzend Füchse in die Hand.“ — „Haben Sie das schon einmal gesehen?“ fragte der Fremde. — „O, was gesehen?“ antwortete er. „Meinen Sie, daß sie das sehen lassen. Aber man weiß es. Ne, ne, wir sind so dumm nicht.“ — „Wahrhaftig nicht,“ sagte der Gast, „Sie haben die Sache gewiß schon durchgemacht.“ — „Ach, was hab' ich nicht Alles schon durchgemacht! Ein Wirth, glauben Sie mir, lernt Alles kennen, ich sage Alles.“ — „Ja, wahrhaftig, man sollte nur Wirthe in die Ständekammer wählen!“ — „Na, hören Sie, das wäre so übel nicht, dann würde man nie die Rechnung ohne den Wirth machen.“ — „Gut gesagt, Herr Wirth, dafür ein Glas Cognac als Prämie!“ — Der Wirth ging trotz seines Umfanges leichtfüßig an den Glasschrank und mit „Wohl bekomm's!“ trank er dem Gaste zu. „Sie sind also ein Herr Literat?“ — „Ja, so Einer, der Bücher schreibt!“ — „Machen Sie auch Bilder?“ fragte der Dicke. — „Ja,“ war die Antwort, „wenn's sein

muß!“ und schon wollte er fortfahren, den Alles Wissenden zu necken, als dieser mit der ehrbaren Bemerkung herauskam: „Wenn Sie aber unsere Gegend beschreiben, so malen Sie mein Haus ab und mich, wie ich vor der Thür stehe.“ — „Mit tausend Freuden; aber dazu ist nöthig, daß ich längere Zeit bei Ihnen verweile.“ — „Freie Zeche ist Ihnen gewiß! Wollen Sie noch einen?“ — „Für jetzt danke ich; da ich nun aber doch länger hier bleibe, so wird sich schon öfter Gelegenheit finden. Ueberhaupt aber ist Cognac nicht so recht meine Farbe.“ Mit diesen Worten trat der Gast vor den Schnapsschrank und wies auf eine Etikette hin: „Das ist's!“ — „Ah so! brennende Liebe! Nun, ich hoffe, nach einigen Tagen kann ich Ihnen in dieser Hinsicht ganz was Feines bieten!“ — „O, aber diesen trinke ich in acht Tagen noch nicht aus!“ — „Nun, wir können auch vorher schon ein anderes Fäßchen anstecken.“ — Als nun der Gast sein Zimmer begehrte, führte der Wirth ihn eine Treppe hinauf und indem er ihn in sein Logis geleitete, wies er nach der anderen Seite mit der Bemerkung: „Da liegt die brennende Liebe, von der ich sagte!“ — „Ich merke,“ erwiederte der Fremde, „daß Sie durch die Blume reden!“ — „Und zugleich von einer Blume,“ fuhr der Hausbesitzer fort. Jetzt aber ist es eine Blume, an der die ehrwürdige Geistlichkeit herumriecht.“ — „Geistlichkeit?“ fragte der Gast. „Versteigt sich die Geistlichkeit auch ins Wirthshaus?“ — „Ein Wirth hat mit allen Leuten zu thun.“ — „Was thut denn die Geistlichkeit dort?“ — „Was sie thut, das weiß ich nicht; meinen Sie denn, daß unsereins dabei sein darf?“ — „Herr Wirth, wenn Sie einen schwarzen Rock hätten, der würde mir wohl zu weit sein. Aber haben Sie nicht ein weißes Halstuch?“ — „Mit einer Serviette kann ich dienen!“ — „Auch gut, wenn ich sie zerschneiden darf.“ — „Ja, ja — nun, machen Sie das Bild dafür recht gut!“ — „Nun, Herr Wirth, wenn Sie die Serviette gebracht haben,

melden Sie dort bei der Blume einen jungen Geistlichen oder Candidaten an.“ — „Dann sage ich lieber Candidat; denn das ist ja, da Sie auch ein ‚at‘ sind, der Wahrheit näher.“ — „Sind Sie so für die Wahrheit, Herr Wirth?“ — „Ja gewiß, wenn's irgend sein kann; das werden Sie doch auch an meinem Sprechen gemerkt haben. Aber freilich, ein Wirth muß Alles können. Wahrheit sprechen hat seine Zeit, lügen hat seine Zeit, sagt Salomo.“ — „Aber nun, Herr Wirth, eilen Sie, daß ich zum Candidaten werde!“ — „Zu dienen! Das soll hier schneller gehen, als anderswo, wenn Sie nicht da drinnen ein Examen zu bestehen haben.“ — Der Wirth kam mit der Serviette, die Toilette wurde gemacht; nach geschehener Anmeldung war der Schauspieler in Agnes' Zimmer.

Aber welch eine andere Stimmung herrschte in dem Stübchen des sogenannten Literaten, als er von seinem Besuche zurückgekehrt war. Agnes hatte ihm erklärt, daß sie mit ihrer Vergangenheit entschieden gebrochen habe, sie hatte standhaft alle seine Anerbietungen zurückgewiesen, sie hatte ihm seine Schwüre verwiesen, sie hatte ihm sein eigenes Elend vorgehalten und sich jeden Besuch von seiner Seite verbeten. Da saß er nun, gestützten Hauptes, bleich, starr vor sich hinblickend. Der Wirth, der ihn zum Essen rufen wollte, fragte scherzhaft: „Ist das Examen nicht nach Wunsch ausgefallen?“ Er empfing keine Antwort. Der Dicke ging; amtseifrig und fürsorglich kam er nach einer Viertelstunde wieder: „Die Suppe wird kalt!“ — „Ach was!“ war die abweisende Entgegnung. — Der Wirth ging zwar fort; aber wieder nach einer Viertelstunde ging die Thür: „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß gleich abgedeckt wird.“ — Der Gast wollte gegen diese Störungen sicher sein und schob den Riegel vor. Dafür erntete er ein starkes Schimpfen und Poltern bei dem vierten Besuche des Wirthes. So mußte der Arme das Freie aufsuchen; aber unglücklicher Weise ereilte

ihn beim Hinausgehen noch die Stimme des Wirthes: „Sie gehen doch auch recht bald an das Bild! Ich kann mich nicht zu jeder Zeit hinstellen!“ Eine Antwort erfolgte nicht.

Da war nun der junge Mann unter den rauschenden Gipfeln des Waldes und vertraute der Stille seinen Schmerz. Er hatte Agnes wirklich geliebt, er war überzeugt, anders zu ihr zu stehen, als die sogenannten Anbeter, mit denen sie ihn zusammenstellte. Aber das sittliche Moment, das von ihr geltend gemacht war, verstand er nicht. Das erschien ihm als eine durch Geistliche geweckte Ueberspannung. Es wechselte mit einander der Schmerz über verschmähte Liebe und der Kummer um eine der Verwirrtheit anheimgefallene Geliebte. Und diese Eindrücke waren so unerwartete, daß sie mit um so größerer Wucht auf die Seele fielen. Ob Traum, ob Wirklichkeit — wußte er sich nicht zu sagen. Es war ein Auf- und Abwallen in seiner Brust; bald tobte er, bald sank er schluchzend zusammen. Endlich fand er einen Rasen im Walde, wo er sich niederließ und wo er, als er sich weiter nichts mehr zu sagen vermochte, sich einmal über das andere den Namen seiner Geliebten zurief. Während dieser Stunden empfing Agnes einen Besuch ihres Arztes. Dieser fand sie, wie sich leicht erwarten läßt, in größter Aufregung über das Geschehene. Die eben erst zum rechten Ernst Erwachte hatte schon sogleich einen Kampf zu bestehen gehabt, der ihr nicht leicht sein konnte. Der innerlich vollzogene Bruch mit der Vergangenheit sollte schon allzubald auch äußerlich vollzogen werden. Sie, die sich wohl auf Angriffe und Anfechtungen rüstete, wurde schon während der Rüstungen überrumpelt. Dennoch war sie nicht unterlegen. Aber sofort stellten sich nun auch innere Anfechtungen ein. Sie, die in ihren früheren Verhältnissen so wenig Aufrichtigkeit und dagegen so viel Ränke und Verschmitztheit kennen gelernt hatte, wurde — wenigstens auf Augenblicke — von der Be-

sorgniß beschlichen, daß sie auch jetzt nicht mit aufrichtigen und ehrlichen Helfern zu thun habe. Sie hatte ein unheimliches Gefühl dem Hause gegenüber, in dem sie sich befand. „Ich bin unter Seelenverkäufern!“ rief sie oftmals in leidenschaftlicher Aufregung aus. „Sie spielen unter einer Decke, Wirth, Pfarrer, Arzt und Regierungsrath! O, daß ich keinen, keinen Menschen mehr zu sehen brauchte!“ In solcher Gemüthsverfassung fand Wilhelm sie. Er hatte genug zu thun, sie zu beruhigen, und es gelang ihm erst, als er ihr versprach, daß der morgende Tag ihr einen neuen friedlicheren Wohnort schaffen solle. Aber wenn sie dies selber wünsche, müsse sie das ihrige thun und sich von jeder leidenschaftlichen Aufregung fern halten. Von dem Umzuge zuvor zu reden, wurde ihr aufs Strengste verboten. Auf die Bitte der Kranken verweilte der Arzt noch einige Stunden in Marienthal, um am Abend noch einmal bei ihr vorsprechen zu können. Nach einem Spaziergange war er gerade beschäftigt, dem Wirthe es einzuschärfen, daß, bis er wiederkomme, Niemand das Krankenzimmer außer der Pflegerin betrete. Da kehrte der Jüngling aus dem Walde zurück. Er nahm von dem Arzte, der mit dem Wirthe redete, keine Notiz. „Herr Wirth, ein Gläschen!“ — „Mit Vergnügen,“ erwiederte der Dienstbeflissene, vergessend, daß ihm dieser Gang kein baares Geld in die Tasche führe. Er reichte das gefüllte Glas dem Fordernden. Dieser warf es mit großer Heftigkeit auf die Straße: „Nichts was den verfluchten Namen trägt!“ — „Aber zum Kukuk! Es ist ja doch Ihre Couleur!“ — „Sie war es! Cognac will ich! Einen und noch einen!“ — „Nun gut! Ereifern Sie sich nur nicht! Bedenken Sie die Umgebung!“ — Der Wirth ließ den jungen Mann stehen, der, nachdem er sein Glas geleert hatte, an's Fenster des Gastzimmers trat und starr in den Garten blickte. — Wilhelm, der Zeuge dieser Scene gewesen war, rief den Wirth bei Seite und fragte:

„Was hat das mit diesem Menschen auf sich?“ — „O, Herr Doktor, ein Wirth hat mit allerlei Leuten zu thun. Dieser ist so einer von den wunderlichen Gelehrten! Er will hier Bücher und Bilder machen! Er hat so seine Grappen. Aber ich darf es mit ihm nicht verderben. Er kann mir sonst durch seine Bücher zu viel Schaden thun. Sie wissen wohl, es kommt auf das Urtheil der Reisehandbücher zu viel an. Gewiß wäre es auch für Ihre Anstalten nicht ganz übel, wenn Sie sich etwas mit ihm einließen. Es kann nicht schaden, wenn er in seinen Büchern auf sie aufmerksam macht.“ — „Nun, solche Advokaten suchen wir eben nicht. Aber der junge Mann scheint sehr aufgeregt!“ — „O, die Stiefel drücken ihn wohl!“ — Wilhelm ging an das Fidibusetui, um seine Cigarre anzuzünden, oder vielmehr, um von dort aus einen Blick auf den unbeweglichen jungen Mann zu werfen. Dieser aber, als ob er von dem forschenden Blick berührt zu werden fürchtete, wandte sich rasch um und erklärte dem Wirthe: „Ich gehe auf mein Zimmer!“ — „Den nehmen Sie etwas unter Aufsicht!“ war Wilhelm's Rath. — „Ja, ja, erwiederte der Hausherr, ein Wirth muß seine Augen überall haben.“ — Wilhelm verabschiedete sich nun von seiner Kranken und machte sich auf den Rückweg.

XI.

Die Idioten.

Mein erster Besuch auf der Molkenburg war ein Geschäftsgang gewesen; dennoch hatte ich schon bei ihm für mein Studium der hiesigen Anstalten einige Ausbeute erlangt und schon die Strecke Weges, die zwischen der Anstalt und dem Punkte lag, wo ich mich von Wilhelm verabschiedete, gewährte mir einen Blick in die hiesige Arbeit. Ich traf nämlich mit einem Lehrer

aus Marienthal zusammen, der eine Abtheilung der dortigen Knaben = Anstalt nach der Molkenburg führte. Ich wunderte mich, daß die Kinder beider Anstalten in Berührung gebracht würden. Meiner Meinung nach sollten Idioten gänzlich von der übrigen Kinderwelt getrennt erzogen und unterrichtet werden. Diese Meinung gründete sich theils auf die Uberzeugung, daß für die Idioten=Erziehung und namentlich für ihren Unterricht ganz besondere Wege eingeschlagen werden müßten, theils auf die Erfahrung, daß die armen Blödsinnigen nicht selten von vollsinnigen Kindern Neckereien, Unartigkeiten und Ungerechtigkeiten erfahren müssen. Mein Begleiter machte mich aber darauf aufmerksam, daß dies letzterwähnte Mißverhältniß doch nur da bestehe, wo der Blödling als vereinzelte Erscheinung auftrete und wo den Vollsinnigen nicht die gehörige Aufsicht zu Theil werde. Er wies mich ferner darauf hin, daß doch die Insassen der Idioten=Anstalten nicht alle spezifisch, sondern manche nur graduell von anderen Schulkindern verschieden seien und zwischen den stumpfsinnigen Zöglingen mancher Schulen und einzelnen Idioten kaum ein Unterschied wahrnehmbar sei.

„Allerdings," sagte er, „muß der Unterricht der Molkenburg weiter zurückgehen, als wir es bei unsern Kindern nöthig haben; er muß von mehreren Seiten an die Fassungskraft seiner Zöglinge heranzukommen suchen; er hat Wege, die nur ein langsameres Fortschreiten gestatten. Er darf aber namentlich eines Hebels nicht entbehren, der uns zu Gebote steht, und den er fast noch mehr, als wir ahnen, nöthig hat. Die Blödlinge haben einen ganz besonderen Nachahmungstrieb, und der Lehrer ist vorzugsweise darauf angewiesen, ihn für seinen Unterricht zu verwerthen. Kann er es nicht, so ist ihm seine Arbeit mächtig erschwert, und er würde es nicht können, wenn er auf seine Zöglinge ausschließlich angewiesen wäre. Ich will nur Einen Unterrichtsgegenstand hervorheben, freilich einen, der für

die Blödenerziehung von besonderer Wichtigkeit ist. Wenn Sie jemals Idioten genau und im Vergleich mit Anderen beobachtet haben, so wird Ihnen der unsichere Gang derselben aufgefallen sein. Auf die Correctur dieses Ganges hat aber der Lehrer, wie überhaupt auf die ganze körperliche Haltung seiner Zöglinge große Aufmerksamkeit zu verwenden. Wie Turn=Uebungen im Allgemeinen, so sind Geh=Uebungen von Wichtigkeit. Für diese nun ist der beste Lehrmeister ein vollsinniger Knabe, der ein guter Fußgänger ist. So führe ich z. B. zu diesem Zwecke meine Jungen hinauf; mit ihnen werden Sie jetzt bald eine gleiche Anzahl blödsinniger Knaben marschiren sehen. Es giebt ja freilich auch Lehrgegenstände, bei denen der Nachahmungstrieb Resultate erzielen würde, die wir nicht wünschen. In diesen Fächern würden wir mechanische Dressuren zum Vorschein bringen, die nach außen hin unserer Arbeit vielleicht einen Schein gewähren könnten, welchen oberflächliche Beobachter nicht sofort als leeren Schein erkennen. Hier aber findet, wie gesagt, kein gemeinsamer Unterricht statt.“ Ich fragte den Lehrer, ob er diese Geh=Uebungen leite oder ob er nur die Knaben hinauf=führe und sie dann dem Blödenlehrer überweise. Die Antwort, die ich empfing, zeigte mir, daß ein sehr richtiger pädagogischer Takt die Vertheilung der hiesigen Lehrkräfte geregelt hatte. „Für die gegenwärtige Unterrichtszeit in der Molkenburg,“ sprach er, „sind mir diese meine Knaben und die gleiche Zahl der Blödlinge, die zusammen eine Klasse bilden, überwiesen und der Klassenlehrer der letzteren besorgt inzwischen den Unterricht derjenigen Knaben, die ich zu Hause gelassen habe. Diese Einrichtung ist nämlich zu Gunsten des Idiotenlehrers und seiner Arbeit getroffen. Solcher Lehrer entbehrt ja derjenigen Anregung, welche wir, die wir unter vollsinnigen Kindern arbeiten, von diesen unsern Schülern empfangen. Er bedarf deshalb der Anfrischung durch einen anderartigen Unterricht.

Diese empfängt er durch jenen Klassenwechsel, den der Vorstand seit einem Jahre eingeführt hat.“ — „Ich sehe,“ entgegnete ich, „daß die Anstalten ihre Arbeiten in einander greifen lassen.“ — „Ja,“ fuhr der junge Mann fort, „diese gegenseitige Handreichung ist das Princip, welches der Vorstand noch immer weiter durchzuführen bemüht ist. Der Hausvater wird unstreitig Ihnen noch Weiteres darüber mittheilen können.“ Unter solchem Gespräche waren wir an die Pforte gekommen, durch welche man in den Vorgarten der Molkenburg gelangt. Vor uns hatten wir die alte Burg, in welcher die Knaben untergebracht waren; aber man sah zugleich durch einen Durchschnitt des Gebüsches das etwa eine Viertelstunde vom Hauptgebäude entlegene Domicil der Mädchen. Rechts von der alten Burg lag am Abhange des Hügels der Garten; der obere Kamm war der Gemüsegarten, an dessen Eingang kleine Ställe für das Federvieh sich befanden, umgeben von kleinen Hofräumen, die durch Hühner, Tauben und Puter belebt wurden. An der linken Seite des Hauses streckte sich der Turn- und Exerzirplatz hin bis dahin, wo das Gehölz begann, das bis etwa zweihundert Fuß über die Höhe der Burg allmählich hinanstieg. In diesem Gehölze war eine Terrasse, wo ich den Hausvater fand, der von hier aus das ganze Terrain der beiden Häuser überblicken und durch eine Flaggenstange telegraphische Signale nach dem Irrenhause hinüber geben konnte, wenn einmal Wilhelms Anwesenheit nothwendig war. Er hatte gerade ein solches gegeben; es war eine rothe Flagge, die an der Stange wehte. Ich bemerkte ihm, daß Wilhelm schwerlich durch sie würde hergeführt werden. „Das schadet auch nicht,“ erwiederte der Hausvater, „es ist nur eine verabredete Notiz, die er auch früh genug empfängt, wenn sie ihm bei der Rückkehr am Abend gemeldet wird.“ Nachdem wir nun längere Zeit uns unterhalten, auch die Knaben-Anstalt bereits durchwandelt hatten,

kam der Hausvater auf diese Notiz zurück. „Wir haben hier," sagte er, „ein kleines Mädchen, das sprachlos zu uns kam. Es hat, seitdem seine geistigen Kräfte geweckt wurden, angefangen zu sprechen und alle durch seine Liebenswürdigkeit und seine Fortschritte an sich gefesselt. Seit einem Vierteljahre aber ist uns dies Kind ein psychologisches Räthsel. Es bekommt nämlich Anfälle von Trotz und Widersetzlichkeit, in denen es sich auf den Boden wirft, von zwei Wärterinnen nicht zu regieren ist und wo es sich, als ob es tobsüchtig wäre, gebärdet. Wenige Minuten vorher war das kleine Ding der Liebreiz selber; und gleich nach dem Anfall ist es wieder ebenso anschmiegsam und wonnig; aber während desselben verstellen sich seine Gebärden, und Sie würden es kaum wiedererkennen. Zu Zeiten kann man auch während des Anfalles das Widerstreben eines besseren Ich wahrnehmen. Es sollte heute das erste Verslein, das es gelernt hatte, mir vorsagen. Der Lehrer hatte es, um mir eine Freude zu bereiten, hergeführt. Anmuthig sprang es mir entgegen, liebkoste mich; aber es war nicht zu bewegen, des Lehrers Wunsch zu erfüllen. Es weinte bitterlich, suchte mich zu bewegen, daß ich von der Bitte abstände. Da kamen jene Gebärden, von denen ich sagte. Endlich — es war wohl eine Stunde darüber vergangen — lief sie mit überaus lieblicher Freundlichkeit auf mich zu, und nun brachte die schwerfällige Sprache den kleinen Vers zu unser Aller Freude hervor. Daß ein Bewußtsein auch während des Trampelns und Zappelns vorhanden ist, zeigt sich an der Furcht, mit der sie alsdann gegebene Drohungen aufnimmt. Aber Sie sollten dies bittende Auge sehen, das dann den Drohenden anblickt, und Sie würden nichts Anderes herauslesen als: „Warte nur noch ein Bischen! Jetzt kann ich noch nicht!" — Wir sind mit dem Oberarzte übereingekommen, diese Zustände nicht als Trotz und Widersetzlichkeit zu behandeln; denn das scheint uns am Tage

zu liegen, daß aus demjenigen Ich, gegen das wir uns mit unserer Strafe wenden würden, diese Zustände nicht abgeleitet werden können." — „Ja," erwiederte ich, „Ihre Arbeit liegt auf einem Gebiete, wo es gewiß noch manche Geheimnisse giebt; und ich bin überzeugt, daß aus den Idioten-Anstalten noch schätzbare Beiträge zur Erkenntniß des Seelenlebens hervorgehen können." — „Sie werden aber," entgegnete der Hausvater, „natürlich verschiedenartig ausfallen, je nachdem man die Seele auffaßt im materialistischen oder im christlichen Sinne und je nachdem man zwischen Seele und Geist unterscheidet." — Da der Hausvater abgerufen wurde, mußte leider die Entwickelung des angeregten Gedankens aufgegeben werden, und ich konnte nur noch nach der Bedeutung des Signales fragen. „Die Flagge bedeutet, daß Toni heute wieder einen solchen Anfall gehabt hat." — „Toni?" fragte ich, „meine Toni?" Ich theilte dem Hausvater mein neues Verhältniß zu diesem Kinde mit, mußte aber für heute darauf verzichten, es zu sehen.

XII.

Der Regierungsrath.

„Endlich bekommt man Dich wieder zu sehen!" war die Anrede des Amtsbruders zu Dornheim, als ich Abends in sein Studirstübchen trat. Natürlich hatte ich genug zu thun mit der Erzählung meiner Erlebnisse und der Freund mußte hierüber, darüber Aufschlüsse geben. Besonders aber lag mir daran, Näheres über den Regierungsrath zu erfahren, der mir besonders in Marienthal und auf der Molkenburg als die Seele aller Arbeiten erschienen war. Ich hatte von ihm den Eindruck eines feinen Mannes von Ueberblick und Thatkraft gewonnen und sein ganzes Wesen schien mir durch Frömmigkeit und hingebende

Liebe geheiligt. Mein Freund bestätigte dies Urtheil und setzte hinzu: „Du hast, ohne es zu wissen, ein Urtheil gefällt, das die Momente auch in historischer Folge richtig giebt; denn ein feiner Mann, der Ueberblick, Scharfblick und Thatkraft besitzt, ist er wohl von jeher gewesen; aber die Verklärung dieses Naturells ist doch erst später eingetreten; und ich freue mich, sagen zu können, daß ich diese Umwandelung selbst miterlebt habe. Der Regierungsrath bekleidete früher ein einflußreiches Amt in einer Verwaltungsbehörde der Hauptstadt. Er war damals unverheirathet und ein Lebemann wie wohl kaum ein Zweiter. Auf allen Bällen sah man ihn gern, in allen geselligen Cirkeln war er begehrt; Schauspielerinnen, Tänzerinnen hatten in ihm einen warmen Verehrer und Beschützer. Daneben aber buhlten auch manche Hofdamen um seine Gunst. Er flog wie ein leichter Schmetterling von Blume zu Blume. Durch Noth=verhältnisse kam es, daß er vorübergehend den Administrationen von Armen=Anstalten und Hospitälern beigegeben wurde. Schon diese Führung influirte auf die Gestaltung seines Lebens. Durch die Berührungen mit den verschiedenen Formen des menschlichen Elends wurde er ernster; es wurden ihm nach und nach seine geselligen Verhältnisse unleidlich, und er sehnte sich nach einer neuen Lebens=Atmosphäre. Er zog sich auf ein Gütchen zurück, das er hier in Dornheims Nähe besaß. Aber der Mensch, der der Welt entfliehen will, bedenkt nicht, daß er in seinem Herzen die Welt mitnimmt, wohin er geht. Der Regierungsrath blieb also auch auf seinem Gütchen derselbe weltliche Mann, wenn er auch dem Tanz und Spiel Lebewohl gesagt hatte. Er mochte das auch wohl selbst merken; er hatte das Gefühl, daß er doch — obschon seine Verhältnisse einfache geworden seien — noch nicht zur Ruhe kommen könne. Er suchte seine Befriedigung in der Theilnahme an humanistischen Bestrebungen; der Sparverein, die Beerdigungsgesellschaft zu Goldenau, der Thierschutz= und

der Mäßigkeitsverein zu Dornheim wurden von ihm theils in's Leben gerufen, theils befördert. Seine natürliche Liebenswürdigkeit half ihm dabei, sich Eingang zu verschaffen. Dennoch fühlte er sich noch immer ungemüthlich. Er dachte: Erst hattest Du keinen Wirkungskreis; Du meintest — nach Schlüssen aus der Vergangenheit — in diesem zur Ruhe zu kommen. Du hast vergeblich gehofft. So liegt's gewiß daran, daß Du noch kein Haus hast." Daß er auf diesem und nicht auf einem anderen Wege in den Ehestand kam, war wohl in der Weise, wie er sich früher in der Frauenwelt bewegt hatte, begründet. Aber hier hatte offenbar ein Höherer die Hand im Spiel. Seine Wahl fiel auf ein nicht mehr junges Mädchen, das hinsichtlich der Geschicklichkeit und Energie ihm ebenbürtig war und in Betreff der Weiblichkeit vor Anderen geeignet, sie ihn in einer Weise kennen zu lehren, wie er sie früher nicht kennen gelernt hatte. Die Frau Regierungsräthin war die Veranlassung, daß auch unsre Häuser mit einander in Verbindung kamen. „Es war wohl das religiöse Element in ihr, das dazu Veranlassung gab?" fragte ich. — „Es war vielmehr," erwiederte der Gefragte, „ihr wohlwollender, mildthätiger Sinn." Hier unterbrach ich meinen Freund, denn ich hätte so gern gewußt, wie denn die Frau zum Christenthume gestanden. — Er fuhr fort: „Durch die Wohlthätigkeits-Arbeit ihres Mannes veranlaßt, erbat sie sich die Erlaubniß, an der Fürsorge für die Armen und Kranken sich betheiligen zu dürfen. Sie merkte aber gar bald — und besonders wurde es ihr durch die Gemeinstunden klarer — daß die Liebe hier die Frucht des Glaubens sei; sie horchte auf die Predigt dieses Glaubens; sie zog, um sich selbst ein sicheres Urtheil zu bilden, ihren Mann hinzu. Dieser mußte, zunächst aus Rücksicht auf seine Frau, sich auf die Bänke setzen, auf denen das Landvolk von Christo und seiner Liebe hörte. Aber bald saß er da, um für sich selbst zu hören, und zwar so für sich,

daß er Alle um sich her vergaß. Ja nach der Gemeinstunde wollte er oft noch eine besondere Unterredung haben. So lange ich nur vor seinem Verstande stand, beschäftigte sich diese Unterredung mit Verstandeszweifeln. Die bedurften oft einer eingehenderen Besprechung. Zuweilen fanden sie aber auch, zumal wenn ich etwas Gesuchtes in ihnen wahrnahm, eine kürzere Abfertigung. So ließ er einmal einen ganzen Apparat von Einwürfen über den sprechenden Bileams-Esel los. Ich sagte: „Morgen wollen wir davon reden, bis dahin beschäftigen Sie sich einmal mit den schreienden Steinen, die in der Bibel vorkommen.“ Die Weisung war nicht vergeblich gewesen; sie hatte ihn zur Lesung der Leidensgeschichte veranlaßt und an der Pforte Gethsemanehs hatte es geheißen: „Du bist mir zu mächtig geworden.“ — Jetzt war in der nächsten Unterredung von Einzelstellen, Erzählungen ꝛc. nicht die Rede, sondern von der Macht der Persönlichkeit Christi — und es trat zu Tage, daß die Machtäußerung direkt auf das Herz des Redenden ging. — Da war es mir nun nicht schwer, den Leiter dieses Stromes zu bilden. Ich durfte die Stellen berühren und angeben, wohin er zu leiten war. Der Besiegte hielt still und schied trotz seiner Niederlage mit Freudenthränen in den Augen. Von dem Augenblicke an wurde aus unserer Bekanntschaft eine Freundschaft und zwar eine solche, der ich für mein eigenes inneres Leben vielleicht ebensoviel verdanke wie er. — Von da an paßt nun Dein Urtheil über ihn in seinem vollen Umfange und Du wirst es bestätigt finden, je tiefer Du auf seine Arbeiten eingehst. Ich möchte es Dir wünschen, daß Du einmal aus seinem eigenen Munde hörtest, was gerade für die Idioten-Erziehung, für die Arbeit, die den Aermsten unter den Armen zugewendet ist, erforderlich und wie sie allein ihre Verheißung habe, wenn sie der Ausfluß der in Christo erschienenen heiligen Liebe sei.“ — Ich habe schon — erwiederte ich — Aeußerungen dieser Art

von ihm vernommen; ich hoffe aber, daß Du uns noch einmal Gelegenheit geben wirst, ein trauliches Stündchen mit einander zuzubringen. Der Freund versprach es, und wir gingen dann in die Familienstube, um noch mit Weib und Kind ein erquickendes Abendsüppchen zu theilen.

XIII.

Auf der Molkenburg.

Bei meinem nächsten Besuche auf der Molkenburg fand ich Agnes bereits vor. Ihre Sehnsucht, das Wirthshaus zu Marienthal zu verlassen, war noch durch einen zweiten Besuch des sogenannten Literaten vermehrt worden. Sie hatte bei dieser Gelegenheit die Schwüre vernehmen müssen, daß er ohne sie nicht leben könne und wolle und daß sie mit ihrer entschiedenen Absage ihm das Grab bereite. Der Wirth hatte, trotzdem daß die Uebersiedelung der Kranken in das neue Logis seinen ganzen Ingrimm erweckte, aus Rücksicht auf den Herrn Oberarzt, der sie leitete, den an den Wagen sich Drängenden mit barschem Ernste zurückgerissen und in Verwahrsam gebracht. So war Agnes mit genauer Noth entkommen, und erst auf der Molkenburg kam über sie das volle Gefühl der Ruhe, das alsbald auch auf die Genesung vortheilhaft einwirkte. Die Unterredungen, die ich nun mit ihr hatte, gewährten mir bald die Ueberzeugung, daß der Unterricht, den sie genossen hatte, nur ein sehr oberflächlicher gewesen war. Es war bei demselben gewiß nur auf äußere Gewandtheit, auf mechanische Fertigkeiten und todtes Wissen gesehen. Ohne Musik zu haben, konnte sie Musik machen; dabei häkeln, Haararbeiten anfertigen, sticken. Aber ein ernsterer, gediegener, nicht auf den Schein berechneter Unterricht, war ihr niemals zu Theil geworden und am wenigsten einer, der uns

Gottes Rath und Willen aus der heiligen Schrift zum Verständniß bringt und lieb macht. Wie schwer war es also, das junge Mädchen zur Erkenntniß seiner Sünde, zum Bewußtsein der Schuld und zum Verlangen nach der einzig wahren Befreiung zu bringen. Aber sie war aufrichtig, und den Aufrichtigen läßt der Herr es gelingen. Ich gab ihr das Wort Gottes, bezeichnete ihr die Abschnitte, die sie lesen sollte; sie that es, sie las mit Ernst und Nachdenken. Mir kam dabei öfter der Gedanke, ob mit diesem Lesen wohl so günstige Resultate würden erzielt worden sein, wenn die Bibel ihr ein bereits bekanntes Buch gewesen und sie mit der vorgefaßten Meinung, das, was sie lese, schon zu kennen, darangegangen wäre. Nun wurde sie hier und da überrascht; das Wort kam sofort an seinen rechten Platz. Wäre sonst Todtes lebendig zu machen gewesen, hier entfaltete sich sofort die Macht des Lebens. Und das dies geschah, kann ich wohl versichern. Es ergoß sich über Agnes ein eigenthümlich neuer Lebensgeist, der sich besonders als Kindlichkeit offenbarte. Es erschien mir auch, als ob allmählich das welke Wesen, in dem ich sie kennen lernte, in eine wohlthuende Frische überzugehen anfing. Doch mit dieser Bemerkung greife ich schon zu weit hinaus. Ich muß zuvor noch von jenem Besuche erzählen, den ich ihr in den ersten Tagen ihres Aufenthalts auf der Molkenburg abstattete. Bei Gelegenheit desselben erzählte sie mir von ihrer Vergangenheit. „Ich bin weit, weit her gekommen," sprach sie. „Einer Dame übergeben, die mit einem Kinderballet umherzog, wurde ich zunächst zur Tänzerin ausgebildet, dann aber von dieser, als ihr Unternehmen nicht mehr blühte, einem Theater-Regisseur anvertraut, der mich zur Schauspielerin erzog. Mein erstes Auftreten fand in der Hauptstadt statt. Ich hätte dort vielleicht mein Glück gemacht, wenn ich nicht Verpflichtungen gehabt hätte, bei jenem Regisseur zu bleiben. Dieser aber ging fort und bildete eine wandernde

Truppe. Nach drei Jahren starb er. Eins der Mitglieder unserer Truppe — Sie haben ihn kennen gelernt — übernahm die Führung und zugleich jene Verbindlichkeiten, um derentwillen ich Verpflichtungen gegen den ersten Director hatte. Ich mußte also bei ihm bleiben, obschon die Gestaltung, welche nun mein Leben annahm, es mir überaus schwer machte. Ich verachtete den Mann, an den ich mich gebunden wußte; daher, als vor etwa Jahresfrist jene Verpflichtung erlosch, wurde das Verlangen, von ihm loszukommen, immer lebendiger. Aber ich wurde wie mit Argus-Augen bewacht; alle Künste wurden aufgeboten, mich zu fesseln, Freundlichkeiten, die mich drückten, Geschenke, Zulagen, die mich anwiderten, wechselten mit Tyrannisirungen ab. Wohin mich dies Leben führte, das haben Sie ja gesehen. Von meiner inneren und äußeren Auflösung brauche ich Ihnen kein Bild zu entwerfen." — „Aber ich hätte gern gesehen, wenn Sie mich noch etwas weiter in Ihre Vergangenheit zurückgeführt hätten," sprach ich. — „O, Sie wollen von der Mutter hören," sagte Agnes, „die ihre Eitelkeit mir einimpfte, die vielleicht schon den Säugling für das glänzende Theaterelend bestimmte, die mich an das Ballet verschenkte oder verkaufte — ich bitte Sie, erlassen Sie mir die Erinnerung an das dunkelste Dunkel meines Lebens. Unter dem Mutterherzen ruhten die ersten Keime meines armseligen Lebens; und die Muttermilch war das bis zu dieser Stunde fortwirkende schleichende Gift." Ich wurde an die Aufregung erinnert, die gleich bei unserer ersten Unterredung der Gedanke an die Mutter zur Folge hatte; daher brach ich lieber ab, und verzichtete zugleich auf die Aufklärung, die ich mir sonst so gern über die mehrfach erwähnten Verbindlichkeiten verschafft hätte. — Heute lernte ich auch Toni kennen, die ich als mein Pflegekind begrüßte. Es war ein liebliches Bild, die Kleine an dem Schoße der Lehrerin, auf dem ein Spiegel lag, zu sehen. Sie hatte ihre Sprachübungen und mußte im Spiegel

darauf achten, daß ihre Mundbewegungen und die der Lehrerin sich gleichförmig gestalteten. Dabei prägte sich in ihrem Gesichte ein Eifer aus, den man allen Lernenden wünschen möchte. Die Lehrerin entfaltete eine ungewöhnliche Ausdauer und eine Genauigkeit, wie sie mir noch selten vorkam. Nicht die geringste Abweichung der Nachsprechenden wurde durchgelassen, und wenn das Richtige getroffen war, so mußte es erst durch zehnfache Wiederholung befestigt werden. Ich wohnte längere Zeit dem Unterrichte der kleinen Gruppe bei. Auffällig war es mir, daß die Lehrerin ein kleines Mädchen, das allmählich schlaffer wurde, sofort in das angrenzende Arbeitszimmer, wo Handarbeiten getrieben wurden, schickte. Sie gab mir darüber folgenden Aufschluß: „Bei vollsinnigen Kindern stehen dem Lehrer in der Disciplin manchfache Hülfsmittel zu Gebote, die erschlaffte Aufmerksamkeit wieder wachzurufen; er kann nöthigenfalls zu Strafen seine Zuflucht nehmen. Dies ist aber bei unsern Kindern nicht in demselben Umfange der Fall. Wir müssen uns gar oftmals fügen und auf den Nothstand eingehen. Der körperlich-geistige Zustand macht dem Idioten das Folgen nach der einen Richtung unmöglich und es muß ihm eine andere eröffnet werden. So lassen wir denn — oft reicht eine Viertelstunde aus — eine ganz andere Thätigkeit, vielleicht auch Spiel, nur kein Stillsitzen eintreten, und nach dieser Abwechselung können wir die abgebrochene Arbeit mit Erfolg wieder aufnehmen.“ — Ich fand diese Bemerkung an der Kleinen, die hinausgeschickt wurde, bei ihrer Rückkehr vollkommen bestätigt. — Nach dem Unterrichte konnte der Hausvater mir ein Stündchen schenken, es war seine freie Zeit. Doch dies Stündchen, das ich sonst zu mancherlei Fragen über die Principien des Unterrichts verwendet haben würde, gehörte nicht mir allein. Ein Fremder, der die Anstalt besucht hatte, bestimmte den Gang der Unterhaltung. Er sprach seine Verwunderung aus, daß die Idiotenpflege eine Sache so

neuen Datums und doch schon innerhalb so weniger Jahre zu der Entwickelung gelangt sei, die man auch hier wahrnehme." „Sie ist vielleicht älter, als Sie denken," erwiederte der Hausvater. „Denn es war doch schon im Jahre 1828, als der Irrenarzt Ferrus die erste Schule für Blödsinnige im Bicêtre, der Pariser Irren-Anstalt, errichtete. Aber jene Anfänge und auch die zu Anfang der Vierziger Jahre begonnene Thätigkeit Guggenbühl's haben im Allgemeinen nur die Bedeutung von Weckstimmen erlangt. Man kann aber auch die Bedeutung dieser Weckstimmen, die erst sehr allmählich überall durchdrangen, nicht hoch genug anschlagen. Es war nämlich fast überall eine unerklärliche Gleichgültigkeit gegen dieses Elend vorhanden." „Ist sie wirklich so unerklärlich?" fiel ich ein, sollte nicht das seltene Vorkommen der Idiotie die Ursache sein, daß sie gegen die Blindheit und die Taubstummheit in den Hintergrund trat?" — „Sie sprechen, antwortete der Hausvater, eine Ansicht aus, die allerdings eine weit verbreitete ist, die aber, wenn wir nur überall die rechte Statistik hätten, auch sofort widerlegt sein würde. Die Idioten bilden nämlich im Verhältniß zu jenen Unglücklichen, deren Sie soeben gedachten, durchaus keine Minderzahl. Ich will nur unsers Nachbarlandes gedenken, wo die statistischen Tabellen nachweisen, daß die Zahl der taubstummen Kinder unter 15 Jahren sich auf 326, die der blinden auf 125, die der Idioten aber auf 423 beläuft, und wo, auch wenn Sie von dem Alter absehen, die Unglücklichen der letzteren und die der ersteren Klasse sich gleich kommen. Und abgesehen von diesem Lande ist es denn wirklich ein so leicht übersehbares Glied einer Bevölkerung, wenn auf 700, 800 oder 1000 Seelen ein Idiot kommt, mithin ein Ländchen von 250 000 Seelen schon eine ansehnliche Anstalt zu bevölkern vermag!" — „Sie schlagen gewiß zu hoch an, lieber Freund!" — „Nun gut, wenn Sie meinen, daß ich Muthmaßungen ausspreche, so lassen Sie

sich officielle Angaben machen und zwar aus Ländern, wo Sie endemischen Idiotismus, Cretinismus, gewiß nicht zu suchen Ursache haben. Er zog sein Notizbuch heraus und las: In Braunschweig fanden sich 1842 bei 270 000 Einwohnern 216 blödsinnig Geborene, in Oldenburg bei 223 000 Einwohnern 227 mit angeborenem Blödsinn, in Hannover waren unter 1 800 000 Einwohnern 1259 Idioten; im Großherzogthum Hessen ist bei 850 000 Bewohnern das Vorhandensein von 200 bildungsfähigen Blödsinnigen unter 769 Kranken, bei denen die Geisteskrankheit angeboren oder erblich war, constatirt. In zwei Drittheilen unsers deutschen Vaterlandes haben bereits Zählungen der Idioten stattgefunden und die Zahl 39 000 ergeben; mithin sind es 57 000 dieser armen Elenden, die das gesammte Deutschland aufzuweisen hat. Lassen Sie sich einstweilen an diesen Angaben genügen und bedenken Sie nun, wieviel ungünstiger sich das Verhältniß da herausstellen muß, wo das Land selbst durch seine Boden- und Wasserverhältnisse zum Herde des Idiotismus wird. Nein wahrlich, man muß sich über die Größe des Contingents täuschen, wenn man die späterwachte Rücksichtnahme auf das Elend der Idioten rechtfertigen will. Daher sollen diejenigen Männer gesegnet sein, die zuerst behülflich waren, in dieser Hinsicht eine richtige Erkenntniß zu verbreiten. — Das eigentliche Werk der Idiotenpflege ist aber doch neuen Datums, wie Sie ganz recht bemerkten. Es datirt nämlich von jener Zeit her, wo man in ihm einen besonderen Zweig der Pädagogik erkannte. Daraus erklärt es sich auch, daß es nicht Aerzte, sondern Taubstummenlehrer und Geistliche waren, auf welche wir die Entstehung der Idiotenpflege zurückführen müssen. Und gerade, weil hier der eigentliche Keim des Werkes lag, werden wir uns nicht wundern, daß unser deutsches Vaterland es war, welches zuerst Plan, Ordnung und wissenschaftliche Begründung in das Werk hinein brachte. Eine Literatur

haben wir zwar noch nicht erzeugen können, in medicinischer Hinsicht sind uns die Franzosen voraus; und das pädagogische Element, das sie in Deutschland kennen lernten, haben die Engländer mehr noch als wir — obgleich auch nur keimweise — schriftstellerisch verarbeitet. Gerade aber um deswillen haben Sie Recht, sich über die Fortschritte zu wundern, welche die Arbeit gemacht hat. Wir Deutsche sind sonst Bücherwürmer und wie mancher Geistliche, wie mancher Lehrer lebt ganz von der Kost seiner kleinen oder großen Bibliothek. So hat auch schon der Taubstummen-, der Blindenlehrer seine Literatur, aber dem Idiotenlehrer fehlt es an dieser Hülfe gänzlich. Ich brauche diesen Ausdruck nicht zu beschränken. Denn obschon ich ziemlich Alles bei einander habe, was über unsern Gegenstand geschrieben ist, so kann ich doch meinen Lehrern nichts in die Hände geben. Die paar deutschen Schriften stolziren in so unverständlicher, hochtrabender Philosophie einher, daß sie meinem Personal so unverständlich sein würden, als ob sie chinesisch geschrieben wären; die praktischen Bücher aber, die sie freilich auch nur mit Auswahl benutzen könnten, sind englisch oder französisch geschrieben. — Dennoch preise ich unsern gegenwärtigen Zustand. Wir haben nämlich doch ein Gebiet, auf dem uns die unreife Schreiberei, die anderswo so viele Verrücktheiten erzeugte, verschont hat. Was ich mir freilich zuweilen wünsche, ist ein Blatt, in dem die verschiedenen Anstalten ihre Unterrichts- und Erziehungserfahrungen mittheilen, ihre Methoden entwickeln, ihre psychologischen Beobachtungen austauschen. Unser Arbeitsfeld erscheint mir groß genug dazu, daß wir uns ein selbständiges Organ schaffen. Durch die Unterbringung des Materials in Blättern für Taubstummenbildung, für Armenwesen, für innere Mission kommt doch Manches nicht an den rechten Mann.“ Der Fremde und ich stimmten dem Hausvater bei; wir machten ihm Muth, die letzterwähnte Arbeit selbst in die Hand zu

nehmen. Doch das freie Stündchen des Hausvaters war zu Ende. Die Glocke rief und er erklärte uns, daß er ihrer Herrschaft sich zu fügen habe. „Denn," sagte er, „meine Herrschaft würde aus sein, wenn ich mich dieser Herrschaft nicht unterordnete." Wir verstanden ihn und dankten ihm für seine freiwillige Verzichtleistung auf die nöthige Ruhe.

XIV.

Ein grausiges Ende.

Da die Zeit meiner Abreise heranrückte, beschloß ich noch einmal ein Stündchen in Marienthal zuzubringen. In lieblicher Abendkühle ging ich hinab und freute mich des Friedens, der über die Schöpfung ausgegossen war. O, wenn doch, dachte ich, die Menschenbrust stets dieser friedlichen Landschaft gliche! Ich ahnte nicht, daß ich dem Unfrieden in seiner schauerlichsten Gestalt und seinen grauenvollsten Verheerungen begegnen sollte. Als ich vor dem Wirthshause anlangte, fand ich den Wirth in seiner gewohnten breitbeinigen Stellung, die Hände in den Taschen, vor der Thür. „Nun denken Sie sich einmal, Herr Pfarrer," redete er mich an, „was ich erlebt habe! Bei einem Wirth kommt ja allerlei vor, und man muß sich ja Alles gefallen lassen! Aber so Einiges sieht man doch nicht gern. Da hat dieser Kerl, der mich und mein Haus abzeichnen wollte, sich heute Nachmittag oben auf meinem Zimmer erschossen! Erschossen! denken Sie sich, so daß er mir die ganze Stube so ruinirt hat, daß ich sie muß wieder neu malen lassen." — „Was sagen Sie?" — „Ja, erschossen — und zwar mit meiner eignen Flinte, die er sich heimlich heraufgeholt hat." — „O Gott, was höre ich! Der arme, arme Mann!" — „Ach, bedauern Sie den Kerl doch nicht, er ist gleich todt, mausetodt

gewesen!“ — „Ja, aber das gerade!“ — „Nun, es ist doch besser, als wenn er erst lange hätte zappeln müssen. Aber nun diese Umstände für mich! Da muß jetzt erst das ganze Gericht her!“ — „Wollt' Gott, ich hätte die Botschaft in anderer Weise empfangen!“ — „Je nun, wenn Sie sie gern noch anders haben wollen, so können Sie ja nur diesen Brief erbrechen, den er noch an das Fräulein geschrieben hat. Sie stehen ja zu demselben in gutem Verhältnisse, da wird man's Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie ihn gelesen haben.“ — Ich nahm den Brief und suchte von dem rohen Gesellen los zu kommen. Er kam mir aber noch nachgelaufen und raunte mir ins Ohr: „Ach, Herr Pfarrer, was Sie dazu thun können, machen Sie doch, daß ich den Kerl bald los werde; Sie glauben nicht, was für Schaden es dem Geschäft thut. Sie vermögen etwas. Ein gutes Wort findet eine gute Statt!“ — „Gute Nacht!“ war meine Antwort. Alle Lust, mich in den Anstalten umzusehen, war dahin. Ich ging zurück und lagerte mich an einem Abhange, um einen Brief zu lesen, wie ich noch keinen in Händen gehabt hatte. Es waren die letzten Worte eines Selbstmörders; und das Siegel, welches die Hand auf den Brief gedrückt hatte, zu erbrechen, war eine Arbeit, so grauenvoll, wie mir noch keine vorgekommen war. Die kurzen Zeilen lauteten also:

Liebe Agnes!

In einer Welt, wo so wenig Wahrheit sich findet, sollst Du wenigstens lernen, daß es eine Wahrheit giebt. Du hast mir tausend Versprechungen gegeben, und endlich einen Weg gefunden, auf dem Dir das Umstoßen derselben leicht wurde. Meine erste Erklärung, mit der ich mein ganzes Herz Dir bot, daß ich ohne Dich nicht leben könnte, war auch die letzte, die Du von mir vernahmst; und mein Tod, der das Erste sein wird, das nach diesen Zeilen zu Deiner Kunde kommt, wird Dir die Wahrheit dieser Erklärung bestätigen. Ich hätte freilich

mich für nicht mehr gebunden durch mein erstes Wort erklären können, denn Du warst nicht mehr dieselbe. Die, der ich mein Herz schenkte, warst Du nicht mehr, als ich Dich zuletzt sah. Sie haben Dich jetzt in die Blödsinnigen-Anstalt gebracht, für welche Du Dich auch eignest, seitdem Du bei Blödsinnigen Deine Hülfe suchtest. O hätte ich für Die, die das thaten, noch eine Kugel gehabt! — Doch nein, mit demselben Werkzeug, das der Rache diente, würde ich diesem der reinen Liebe geweihten Herzen nicht den Todesstoß geben können! Denn ein solches Herz ist es, das da bricht. Du wirst es aus der Mittheilung entnehmen, die ich Dir jetzt mache. Aus Liebe habe ich Dir die Uhr entwendet, die Du seit dem Verschwinden Deiner kleinen Schwester entbehrest. Du ahnst es wohl, wem Du das Verschwinden der Kleinen zu danken hast! Er war es, unser Tyrann, der sie in den Fluß werfen wollte, um von einer Last befreit zu sein. Ich wurde ihr Retter und die Uhr sammt dem kleinen Bündel schienen mir das nöthige Viaticum für das kleine Wesen, dessen Zurückbringung unmöglich war. Wo die kleine Toni ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß, wenn sie noch lebt, Du mich als ihren Retter zu betrachten hast. Das weiß ich auch, daß weniger die Liebe zu dem Kinde, als der Umstand, daß mein Herz der Schwester gehörte, mich geleitet hat, und nicht minder weiß ich, daß das Herz, auch wenn es von der Kugel durchbohrt wird, noch Dir gehört.

Dein sterbender

Hugo.

Obschon Agnes in ihrer Genesung bereits Fortschritte gemacht hatte, erschien es mir doch unmöglich, ihr jetzt schon das schauerliche Ereigniß und den Inhalt dieses Briefes mitzutheilen. Es kam nur darauf an, zu verhüten, daß irgend eine Kunde auf indirektem Wege an sie gelange. Zu diesem Zwecke sprach

ich bei der Heimkehr nach Dornheim noch einmal auf der Molkenburg vor. Dann kam der Abend, der für das Zusammensein mit dem Regierungsrath in der Pfarrei bestimmt war.

XV.

Aus dem inneren Leben.

Ich brauche es wohl nicht besonders zu erwähnen, daß die Enthüllungen, welche ich über die kleine Toni machen konnte, den ersten Gegenstand unserer Unterhaltungen bildeten. Der Regierungsrath war der Meinung, daß durch den Brief eine Verhaftung des Schauspieldirectors geboten sei. Unserm Wirthe aber schien es angemessener, mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der in der Genesung Begriffenen, Schritte, die zugleich ihre gerichtliche Vernehmung veranlassen würden, noch aufzuschieben. Meine Meinung war, daß wir auf dem Wege der Seelsorge vielleicht schon früher Aufschlüsse, die uns wichtig sein könnten, gewinnen würden. Daneben malten wir uns aber schon ein reizendes Zukunftsbild aus, indem wir uns die genesene Jungfrau als eine für die Arbeit der Molkenburg gewonnene Pflegerin dachten, die sich nun vorzugsweise mit der kleinen Schwester beschäftigte. „Es liegen hier," äußerte sich der Amtsbruder, „jedenfalls jetzt schon trotz aller Dunkelheiten wunderbare und gnadenreiche Gotteswege vor. Wir kennen zwar die Eltern des Geschwisterpaares noch nicht; doch geben die Aeußerungen der Kranken Veranlassung, anzunehmen, daß die mütterliche Erziehung ganz auf die Eitelkeit gerichtet war. So hat denn der Herr nach gewohnter Weise die Sünden der Eltern an den Kindern heimgesucht; und zwar hat er in verschiedener Weise geschlagen. Die ersten Schläge waren sanfter, die folgenden ernster. Verstand die Mutter das Elend nicht, das sie über das ältere Kind

gebracht hatte, so wurde ihr in dem kleinen blödsinnigen und stummen Kinde eine Ruthe gebunden, deren Schläge nicht unempfunden bleiben konnten. Die erstere Heimsuchung setzte noch ein empfänglicheres Gemüth voraus, die andere war schon auf ein abgestumpfteres berechnet. Daneben aber bemerken wir auch die Gnadenführungen, welche mit der Handhabung der Gerechtigkeit abwechseln. Die ältere Schwester wird — als die Stunde da ist — zur Geistes- und Herzensgenesung, die jüngere dahin gebracht, daß es auch in ihrem Seelenleben zu dämmern beginnt. Beide, hoffe ich, haben einen im Reiche Gottes für sie bestimmten Platz. Wir wollen wünschen, daß auch die Unbekannte, die sie unter ihrem Herzen trug, einen solchen möge erlangt haben. Es giebt ja freilich auch Herzen, die jeden Gottesruf überhören, und die dann endlich dahingegeben werden müssen." Mit der letzteren Ansicht konnte der Regierungsrath sich nicht einverstanden erklären. „Gott will, daß Allen geholfen werde!" war seine Erwiederung. „Aber es steht nicht geschrieben," sagte der Freund, „‚Gott zwingt Alle, daß sie sich helfen lassen'. Die freie Selbstbestimmung des Menschen dürfen wir auch dem Herrn gegenüber nicht leugnen. Gesetzt, der Herr hätte viel mehr Mittel, als wir denken, seinen Willen den Menschen zu empfehlen und annehmbar zu machen, so würde doch keins die freie Annahme von Seiten des Menschen ausschließen dürfen." — „Das gebe ich zu," erwiederte der Regierungsrath, „aber dürfen wir sagen: Hier oder dort ist die Anwendung jener Mittel am Ende?" — „Nein, ein Hier oder Dort, d. h. einen Zeitpunkt wollen wir auch nicht bestimmen, aber daß es Einen überhaupt geben müsse, müssen wir doch einräumen." — „Und doch," fiel ich ein, „können wir in einer gewissen Beziehung die Grenze bestimmen, innerhalb welcher jener Zeitpunkt liegen muß. Diesseits des Grabes muß er für Jeden liegen, der hier Gelegenheit hatte, von seinem Heile zu

hören. Ueber das Grab hinaus dürfen wir nach Gottes Wort die Anwendung jener Hülfsmittel nicht erwarten." — „Hierauf will ich nicht weiter eingehen," sagte der Regierungsrath; „aber Sie haben damit doch ausgesprochen, daß wir von Keinem, ehe sein Ende kommt, sagen können, daß er von Gott dahingegeben, aufgegeben sei." „Nein, gewiß nicht," antwortete der Amtsbruder. „Man kann wohl mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß der Herr auf die Rettung Dieses oder Jenes verzichtet habe; aber ein Urtheil fällen, das keinen Widerspruch leidet, steht uns hier nicht zu. Denke ich z. B. an einen Irrsinnigen, dessen Geist nach längerem Sündenleben umnachtet und der für jede geistliche Einwirkung unzugänglich geworden ist, so werde ich, wenn der Irren-Arzt mir die Möglichkeit seiner Heilung in Abrede stellt, ihn als solchen Dahingegebenen ansehen; aber ich werde doch die Erklärung des Arztes als keine Gottesaussage betrachten und darum mein Urtheil mit den gehörigen Klauseln versehen." — Wir hatten uns auf diesem Wege der Unterhaltung immer weiter von unserm Ausgangspunkt entfernt; und da lag es nahe, daß Jeder dies und das aus seinem inneren Leben mittheilte. Dabei gewann ich von dem Regierungsrathe die Ueberzeugung, daß sein inneres Leben aufs Engste mit den Anstalten, an welchen er arbeitete, zusammenhing. Es war mir dies um so wohlthuender, als ich, aufrichtig gesagt, diese Erfahrung bis dahin noch wenig gemacht hatte. Alle Arbeit dieser Art war mir bis dahin immer nur als ein Anhängsel erschienen. Bei den meisten Leuten gestaltet sich diese ihre Liebesarbeit ja auch äußerlich so, daß sie einen Nebenzweig ihrer Thätigkeit bildet. Aber auch hiervon abgesehen, selbst bei Leuten, die eben in dieser Thätigkeit ihren Lebensberuf haben, bildet sich gewöhnlich eine eigene innere Welt heraus, von der sie ihre Anstaltsarbeit ganz zu lösen vermögen. Auf dieser Grundlage ruht so manches Familienleben

von Hausvätern, Oekonomen und Lehrern mitten in den Anstalts-häusern, und die Erlebnisse der letzteren berühren das erstere nicht weiter denn als vorüberziehende Wolken, Schatten oder vereinzelte Sonnenstrahlen. Aus den Kundgebungen des Regierungsrathes nahm man aber die ununterbrochenen Wechselwirkungen seines inneren Lebens und des jener Anstalten wahr, denen er sich gewidmet hatte, und wie ich hernach von meinem Freunde erfuhr, beruhte gerade hierin die Macht jenes Einflusses, den er ausübte. Es war von Anfang an nicht so gewesen, er hatte vielmehr trotz aller Einsicht, allen Eifers und aller Thatkraft doch nicht zum gegenseitigen Verständniß kommen können. Die Mitarbeiter, die Angestellten hatten niemals das Bewußtsein, daß sie mit ihrer ganzen Persönlichkeit dem Werke angehörten. Der Vorsteher wandte sich auch nur an ihre pädagogischen oder ökonomischen Seiten; an den ganzen Mann wandte er sich nicht. So begnügte er sich auch mit dem Einzelnen in der Weise des Fabrikherrn, dem es nur darauf ankommt, daß die Leistungen des Einzelnen seiner speziellen Aufgabe entsprechen. In mancher Hinsicht, meinte er, sei in jenem Zustande mehr geleistet, als jetzt — wenigstens vor der Welt. Aber doch dankte er Gott, jenen Standpunkt als einen überwundenen betrachten zu können. „Ich glaube," sprach er, „an einen persönlichen Gott; auf der Persönlichkeit des Erlösers beruht mein Glaube und in ihr hat mein Leben sein Vorbild und sein Ziel; so halte ich auch dafür, daß, wo es nicht blos auf Wissen, Können, Fertigkeit und Dressur, sondern auf Leben ankommt, der eigentliche Hebel aller Arbeit in der Persönlichkeit liege." Ich wollte die Endlichkeit der menschlichen Persönlichkeit geltend machen und daraus den Unbestand ihrer Werke folgern. „Nun, was wollen Sie denn an ihre Stelle setzen?" fragte er. „Etwa den Buchstaben, d. h. bestimmte Satzungen, Regeln, Programme — halten Sie den Buchstaben für weniger vergänglich? Oder

den Geist? Thun Sie das einmal! Wie wollen Sie ihn an jene Stelle setzen? Und wenn Sie's könnten, wo ist der Geist, der älter geworden ist als der Buchstabe? Und doch will ich, wenn Sie dem Geiste das Wort reden, Ihnen eingestehen, daß ich Einem Geiste das Recht einräume — aber selbst dieser bedarf der Persönlichkeit." — Hier wurden wir durch die Pfarrfrau unterbrochen. Wilhelm, der sich soeben zum Abendessen eingefunden hatte, empfing das Versprechen, daß ich, um übermorgen mit gutem Gewissen abreisen zu können, am folgenden Tage ihm noch einen Abschiedsbesuch machen würde.

XVI.

Das Wiedersehen.

Der Gang nach der Molkenburg war diesmal kein leichter. Zwar hatte ich die Freude, Agnes zum ersten Mal im Garten zu treffen, aber um so mehr drückte mich die Besorgniß, durch meine Mittheilungen nachtheilig auf ihr Befinden einzuwirken. Ich wußte freilich, daß es nicht blos meine Aufgabe sei, schmerzliche Erinnerungen zu wecken, sondern daß ich auch den Schlüssel zu einem frohen Wiedersehen in Händen habe. Dennoch hatte das letztere Bewußtsein nicht die Kraft, mich über das Schwere des ersten Theiles meiner Aufgabe hinwegzuheben. Wir hatten uns wohl schon eine Stunde lang unterhalten, und noch immer war ich nicht zu dem eigentlichen Zweck meines Besuches gekommen. Da wollte ich noch erst den Hausvater zu Rathe ziehen. Aber war er um diese Zeit auch schon frei? Es konnte nicht lange mehr sein bis zu jener Freistunde. Gedankenlos zog ich die Uhr heraus, um meine Wartezeit zu bemessen. Agnes, die meine Handbewegung gemerkt hatte, stutzte. Aber sie faßte sich; doch wollte es mit der Unterredung nicht recht

fortgehen. Als ich nach einigen Minuten aufstand, bat sie: „Ach, Herr Pfarrer, möchten Sie mir wohl sagen, wieviel Uhr es sei!“ Auch jetzt noch kam ich nicht auf die Gedanken, die mir doch so nahe hätten liegen sollen; ja, ich hielt ihr selbst die Uhr vor. — Aber ihr Ruf des Entsetzens war nun auch die Thür, die uns sofort in das Grauen des Gasthofes zu Marienthal und in den Inhalt des Briefes einführte. Es ist unmöglich, die verschiedenen Kreuzwege wiederzugeben, die ihre Worte einschlugen. Der Unglückliche jedoch, dessen Ende vor ihrer Seele stand, trat bald in den Hintergrund; für ihn hatte sie die Bitte, daß er einen gnädigen Richter möge gefunden haben. Dagegen war es die kleine Toni, die sie bald ganz in Anspruch nahm: „Also sie lebt; sie ist noch auf Erden; ich kann sie noch wiedersehen. O, wenn ich weit über die Meere ziehen sollte, ich würde sie suchen!“ Natürlich ließ ich sie nicht lange in Ungewißheit. „Diese Uhr,“ sagte ich, „mag Ihnen eine Bürgschaft sein, daß sie nicht über die Meere zu ziehen brauchen.“ Nun erst gab ich ihr den Brief. Wiederum war es nicht lange, daß sie bei dem Gedanken an Den, der ihn schrieb, verweilte. Jetzt hieß es nur: „Hugo, ich verzeihe Dir! Möge auch Gott Dir verzeihen! — Aber Toni! meine Toni! Gott, wie danke ich Dir! Wie danke ich Ihnen, Herr Pfarrer! — Bitte, bitte, führen Sie mich zu meiner süßen Herzenstoni!“ — Ich erwiederte, daß wir erst die Erlaubniß des Hausvaters einholen müßten, und ich konnte, als ich dies gethan hatte, ihr sagen, daß das kleine Schwesterchen sogleich gebracht werden würde. Inzwischen erzählte ich ihr, wie sie mir vor einigen Tagen ein kleines Verschen hergesagt habe. „Sie verwechseln das Kind,“ erwiederte Agnes. „Das war Toni nicht. Meine arme Toni kann nicht reden.“ — „Sie kann es jetzt,“ verkündigte ich ihr — und ihre Augen fingen an wunderbar zu leuchten. Und so leuchteten sie, bis das Wort „Agnes“ aus Toni's Munde einen

hellen Strom der Freudenthränen hervorrief. O, das war ein Drücken und Herzen, ein Streicheln und Springen; denn auch die Kleine wußte, bei wem sie war. Der Hausvater und ich waren stumme Zeugen; aber doch hatten wir vollauf zu thun, die Händedrücke des überglücklichen Mädchens zu erwiedern. — „Nun aber bleibe ich, wo meine Toni ist; ich will hier Magd sein, ich will die Thiere abwarten. Ja, das müssen Sie mir gewähren!“ Wir erwiederten Beide, daß das zwar nicht in unserer Macht liege; aber vielleicht habe der Herr auch für sie hier oder in Marienthal einen Platz. „Nicht wahr, Sie bitten für mich, daß ich hier bleibe?“ „An uns soll es nicht fehlen,“ erwiederten wir. „Toni, ich bleibe bei Dir! Ich bleibe bei meiner Toni!“ „Aber Toni muß jetzt zu Tisch,“ sagte der Hausvater — „und Sie müssen etwas ruhen,“ fuhr ich gegen Agnes fort. „Gern, gern,“ entgegnete sie, „aber Agnes bleibt bei Toni!“ Ich verweilte noch einige Augenblicke auf dem Zimmer. „Nun aber müssen Sie mir noch etwas über die Uhr sagen.“ „Eine Hinterlassenschaft,“ sprach sie, „meiner — nein, heute fluche ich ihr nicht — meiner unglücklichen Mutter, ein Sündengeschenk, das sie empfangen.“ — „Nun,“ fuhr ich fort, „ich will der Erschütterten und Erhobenen nicht noch alte Wunden aufreißen! Jetzt aber, liebes Fräulein, vergessen Sie auch Den nicht, der vom Tode errettet! Gott befohlen!“ — Im Irrenhause fand ich bei Wilhelm den Regierungsrath vor; und das war mir um so erwünschter, als sich nun sofort die Zukunft der genesenen Agnes bereden ließ. Der Regierungs-rath hob hervor, daß es zwar im Allgemeinen nicht zu empfehlen sei, Angehörige der Zöglinge unter das Personal aufzunehmen; es entständen daraus leicht Uebelstände, die schwer zu beseitigen seien. Aber da dies Verhältniß in dem gegenwärtigen Falle nicht durch menschliche Führung veranlaßt würde, sondern das Walten Gottes nicht zu verkennen sei, so sei er sehr geneigt,

auf Agnes' Wunsch einzugehen. Wilhelm stimmte ihm vollkommen bei. „Würde es aber nicht vielleicht," so fragte ich, „sehr zu empfehlen sein, wenn Agnes auf einige Wochen mich begleitete?" „Dazu," meinte der Regierungsrath, „würde ich schon um deswillen rathen, weil Sie doch gewissermaßen ihr geistlicher Vater geworden sind." „Und ich," knüpfte Wilhelm an, „habe noch einen medicinischen Grund. Euer Warmbrunnen wird ihr für die Kräftigung ihrer Nerven von wesentlichem Nutzen sein." — „So schiebe ich denn meine Reise noch um einen Tag auf; wir machen auch einen Ruhepunkt unterwegs, den ich noch zu einem kleinen Abstecher benutzen werde." — Damit war unsere geschäftliche Angelegenheit beendigt, und ich bat Wilhelm, während der Regierungsrath auf einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, daß wir unsere fernere Unterhaltung auf einem Gange durch den Garten führen möchten. „Darauf müssen wir verzichten," erwiederte Wilhelm, „denn unser Freund hat seit Jahr und Tag den Garten nicht mehr betreten. Ein Ausbruch der Tobsucht, den er einmal wahrgenommen haben will, hat ihn seit jener Zeit den Irren immer fern bleiben lassen." So blieben wir denn im Zimmer und überdachten noch einmal die reiche Zeit, die wir mit einander verlebten.

XVII.

Ein Gottesgericht.

In früher Morgenstunde hielt die alte Chaise, die schon der dritte Vorgänger des jetzigen Pfarrers, weil sie nicht mehr modern war, zu einem billigen Preise erstanden hatte, vor der Pfarrei. Sie sollte uns an die nächste Poststation bringen. Agnes hatte bereits, wohl eingepackt, ihren Sitz eingenommen;

der Knecht des Hauses versicherte die Befestigung des hinten aufgeschnallten Koffers, während der Bauer, der die Pferde geliefert hatte, seinem Knechte Instruktionen in Betreff des Fahrens gab. Es waren noch einige Nachbarn, mit denen meine Ferien mich bekannt gemacht hatten, auf den Hof gekommen, und so war es ein lebhaftes Getümmel vor der Dornheimer Pfarrei. Die Pfarrfrau steckte Agnes einen kleinen Mundvorrath zu; der Pfarrer füllte dem bereits im Wagen Sitzenden die Dose mit Schwefelhölzchen. Endlich hieß es: „Nun, in Gottes Namen!“ — Mir wurde das Scheiden nicht leicht. Agnes auch nicht. Doch es war nicht blos Toni, die es ihr schwer machte. Aber sie faßte sich bald. „Mein Abschied,“ sagte sie, „ist doch anderer Art, als der Ihrige; ich weiß, daß ich — so Gott will — in wenigen Wochen zurückkehren und dann hier meine liebe Heimath haben werde. Ihnen wird es wohl nicht so bald vergönnt sein, die lieben, guten Leute hier wieder zu besuchen.“ Die gemeinsame Fahrt ließ mich Agnes näher kennen lernen und machte sie mir immer lieber. Sie verweilte gern bei den wunderbaren Gotteswegen, die in ihrem Leben zu Tage getreten seien. Von der niedrigsten Art des Spiels habe er sie in den tiefsten Ernst des Lebens eingeführt; dort habe sie niemals rechte Freude empfunden, hier habe schon der Anfang einen Freudengeist mit sich geführt. „Aber so war es ja auch natürlich,“ sagte sie, „dort ruhte noch ein Bann auf mir, den ich als eine traurige Erbschaft betrachten muß; jetzt ist die Seele frei geworden. Es will mir scheinen, als ob die Lösung jener Fesseln schon unter dem Schmerze vorbereitet wurde, der mit dem Verschwinden der kleinen Toni verknüpft war. Mit ihr war mir Alles genommen. In dieser Armuth bin ich für Ihren Zuspruch empfänglich geworden.“ Ich mußte ihr Recht geben, denn nicht selten sind es ja die edleren Triebe des natürlichen Menschen, die seiner gründlichen

Umkehr hinderlich werden. Finden sie nämlich ihre Befriedigung, so hat er dann darin einen Trost für Anklagen, die ihm von anderen Seiten kommen. — Aber gern hätte ich jenen Punkt herausgefunden, wo in Agnes das neue Leben seine Anknüpfung fand, diejenige Seite ihres Wesens, welche zuerst die belebende Kraft des neuen Geistes erfuhr. Ist nämlich diese Umwandlung eine Erweckung, so müssen doch bereits verborgene, schlummernde Kräfte vorhanden sein. Auch bei dem am tiefsten gefallenen Sünder müssen sich Reste des Gottesebenbildes finden; sonst wäre ja seine Bekehrung ein Ding der Unmöglichkeit. Worin befanden sich bei Agnes diese Reste? Sie mußten eben in jener Liebesbedürftigkeit ihres Herzens liegen, d. h. in der Bedürftigkeit ihres Herzens, Liebe zu üben. Dieses Bedürfniß, das bei Vielen nach längeren oder kürzeren Irrfahrten des Herzens in dem eigenen Ich zur Ruhe kommt, dann also in todter Selbstliebe abschließt, hatte bei ihr nach den verschiedensten unedleren und edleren Gegenständen endlich den allein wahren gefunden; und als dieser gefunden war, da wurden jene von selbst hinfällig und diese wurden mit neuer, gesteigerter und verklärter Liebe umfaßt. In dieser Entwickelung war auch meine Hoffnung für jene Thätigkeit begründet, in die sie nach ihrer Rückkehr eintreten sollte.

Unsere Fahrt war von dem freundlichsten Wetter begünstigt. Die alte Karosse rollte auf dem holprichten Steindamm zwar weniger schnell dahin als der Bahnzug, den wir bei Liebenau vorüberfahren sahen; aber über die Langsamkeit der Fahrt betrübten wir uns nicht. Das Einzige, was uns die Ankunft auf der am Nachmittage erreichten Poststation doch ersehnen ließ, war das Rütteln und Schütteln, das uns zu Zeiten wohl einmal eine Ohrfeige zufügte, die um so unwillkommner war, je weniger Tuchpolster sich auf der betreffenden Stelle des Verdeckes befand. — Die Post, welche uns in sechs Stunden an

unſern Beſtimmungsort führen ſollte, fuhr erſt am folgenden Mittage. Da mir auf dieſe Weiſe die Zeit gegeben war, die ein Abſtecher nach der Schwarzburg in Anſpruch nahm, ſo benutzte ich ſie. Die Schwarzburg war nämlich die Irren=anſtalt, wohin jene Geiſteskranke fortgeſchafft war, die mich unter Wilhelms Pflege mit ſo beſonderer Theilnahme erfüllte. Zwar war Wilhelms Schilderung, die er von Eleonorens Zu=ſtande gab, von der Art, daß dieſes Intereſſe hätte geſchwächt werden können; aber es war nicht geſchehen. Und wenn eine innere Stimme wohl einmal ſagte: Was willſt Du um dieſer Perſon willen ſolchen Weg unternehmen? ſo wurde ſie durch ein allgemeineres Intereſſe zurückgewieſen. Ein Vergleich zwiſchen jener Anſtalt und der Schwarzburg war auch der Gegenſtand meines Verlangens. Der Arzt der Schwarzburg war gleichfalls ein Mann von reicher Erfahrung und tiefem Verſtändniß des Seelenlebens. Hinſichtlich der Organiſation aber war er ein Opponent Wilhelms. Dieſer mochte durch die in Marienthal hervorgetretenen Ideen dazu gekommen ſein, das Coloniſations=Syſtem auch für Irren=Anſtalten zu empfehlen. Der Schwarz=burger Oberarzt aber war mit einer Berichterſtattung über Wilhelms Vorſchläge beauftragt und hatte ſeinen Beſuch zu Gheel, wo dieſe Ideen ihre Verkörperung gefunden haben, gerade zu einem Angriff auf das Coloniſirungs=Syſtem ver=wendet. Es wollte mir nun ſcheinen, als ob dieſe Oppoſition nicht blos auf jenes Syſtem ſich bezog, ſondern ſich auch in der Behandlung einzelner Geiſteskranken, die aus Wilhelms Anſtalt gekommen waren, geltend machte. So hatte er denn auch von Eleonore eine ganz andere Anſicht, als Wilhelm ſie ausgeſprochen hatte. Vielleicht war aber durch die Veränderung der äußeren Verhältniſſe wirklich eine Umwandlung hervorgebracht; oder es mochte gegenwärtig noch ein Uebergangsſtadium ſein. Es war ja in der That nicht zu ſagen, ob nicht bei einem längeren Auf=

enthalte der frühere Zustaud ganz wieder eintreten werde. „Sie," meinte der Arzt, „können doch gewiß darüber urtheilen; Sie haben sie dort gesehen, und Sie sollen hier gleich mit ihr zusammentreffen." — Schon beim Anblick aus der Ferne mußte ich sagen: „Sie dürfen meines Freundes Darstellung und Beschreibung in ihrer Richtigkeit nicht bezweifeln. Aber die Kranke scheint in der That eine andere geworden zu sein." Melancholie war nämlich der Charakter ihres jetzigen Wesens. Sie brütete vorzugsweise vor sich hin, wie der Arzt erzählte, sie verweigerte sehr häufig, Speisen zu sich zu nehmen, seufzte viel, weinte lange und anhaltend und war so immer die verkörperte Darstellung der deprimirendsten Gemüths-Affekte. Ich fragte den Arzt, ob hier nicht einer von den Fällen vorliege, wo die Tobsucht in Melancholie umschlage und erzählte ihm das Erlebniß kurz vor ihrer Uebersiedelung hieher, dessen Zeuge ich gewesen war. „Jenen Hergang," erwiederte er, „dürfen Sie noch nicht als Ausbruch der Tobsucht bezeichnen. Diese äußert sich in ganz anderer Weise. Nein, ich glaube vielmehr, daß es in ihrem Innern heller geworden ist, eine Reue über die Vergangenheit sich Geltung verschafft hat und dadurch das gegenwärtige Verhalten bedingt wurde." — „Es mag sein;" entgegnete ich, „Sie glauben also, daß sie jetzt klarere Blicke hat über ihr früheres Leben." — „Ich schließe es aus einzelnen Aeußerungen, die sie that." Diese Bemerkung spornte mich an, eine Unterredung mit ihr anzuknüpfen. Aber Eleonore war einsilbig. Ja, nein — waren meistentheils ihre Antworten; dabei sah sie mich fast niemals an. Auf die Länge wurde mir die Unterhaltung peinlich; ich überzeugte mich, daß ich mit allzu großer Hoffnung die Bemerkung des Arztes aufgenommen hatte. Ich bemerkte aber auch, daß sie die Unterredung abgebrochen wünschte, und sie ließ es an einer deutlichen Weisung nicht fehlen. „Ich habe nicht länger Zeit für Sie! Oder hab' ich's?

Zeigen Sie mir Ihre Uhr!“ — Ich gab ihr meine — oder soll ich sagen Toni's? — Uhr in die Hand. Sie starrte sie an. Plötzlich trat eine furchtbare Scene ein. „Mausefallen! rief sie, der Donner rollt! Kanoniere! Leberwurst ist ein schönes Essen! Schießt! Ein Schütz bin ich in des Regenten Sold! Feuer! Feuer! Mord! Ha! Ha! Ha! Bange machen gilt nicht! Die schöne Cirkassierin! Mord! Feuer! Kikeriki!“ O, ich kann die tollen Ausrufe nicht wiedergeben! Und toll wie die Worte, war das ganze Gebahren. Sie riß die Haare sich aus, zerfleischte ihr Gesicht — und als schon die Wärter mit der Zwangsjacke herbeigekommen waren, hörte das Stampfen nicht auf. „Julius,“ schrie sie, „morgen wird Paris gestürmt! Sieh den alten Kater! Zwei seidene Thürme! Bu! Bu!“ — Es dauerte gut eine Viertelstunde, in welcher die Affekte sich steigerten; wildes Augenrollen, krampfhaftes Zucken, tolles Reden, kreischendes Singen gingen durcheinander. Die Lieder waren der gemeinsten Art und wechselten mit geistlichen, die nach Gassenhauermelodien gesungen wurden, ab. So hieß es zuletzt: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ — dabei streckte sie sich. Eleonore war todt. — Ich war in dem furchtbarsten, göttlichen Gerichtssaal gewesen. Kann man noch für Todte beten? Ich that es. Herr, sei dieser Seele gnädig! war das fortwährende stille Seufzen, während ich bei der Leiche stand. — Im Zimmer sprach aus meinem Wirthe sofort der Mediciner. „Es ist,“ sagte er, „der günstigste Verlauf. Wäre nämlich jene Melancholie von Dauer gewesen, so hätte nach allmählicher Abmagerung das Ende erst nach langer, langer Zeit eintreten können. Dieses Ende ist das günstigste; es ist aber eins, das ich schon mehrmals erlebte. Es tritt so leicht, namentlich wenn die Kranken so lange geschrieen und so heftig getobt haben, eine Lungenlähmung ein. Ich habe mich in anderen Fällen überzeugt, daß weder kräftige Reizmittel noch Aderlassen von Erfolg sind. Denken Sie sich, — was auch

hätte geschehen können, — daß der heutige Hergang die Lungenschwindsucht zur Folge gehabt hätte, oder daß Apoplexie eingetreten wäre, die nicht sofort den Tod herbeiführte! Gewiß war dieser Ausgang der beste." — „Aber können Sie ihn erklären?" fragte ich. „Den Ausgang wohl," erwiederte der Arzt, „aber die Tobsucht nicht. Was den Ausbruch derselben veranlaßte, das mag Gott wissen! Wer kennt die Ideen-Combinationen?" — So mußten wir unsere Hand auf den Mund legen. Das ist ja unsere Aufgabe so oft im Leben. — Es war mir lieb, daß ich den Rest des Nachmittags zu der Tour nach dem Irrenhause benutzt und den Besuch nicht bis auf den nächsten Morgen verschoben hatte. Denn als ich spät Abends auf die Poststation zurückkehrte, war Agnes bereits zu Bett gegangen und ich brauchte nicht sofort in eine Unterredung einzutreten, die, wovon sie auch immer gehandelt haben würde, doch schwerlich mit dem Eindruck meiner letzten Erlebnisse wäre zu vereinigen gewesen.

XVIII.

Sein Gang ist lauter Licht.

Meine Frau war bereits auf den Empfang des Gastes vorbereitet und über ihn brieflich unterrichtet. Agnes aber war, sobald wir ausstiegen, mit den Kleinen beschäftigt. Die Kleinste trug sie trotz des Reisemantels in's Haus; während die Jungen ihres Koffers sich bemächtigt hatten. Knecht und Magd konnten vor dem Beschauen des zuvor besprochenen Ankömmlings kaum zu ihren Handreichungen kommen. Es war, als ob Gänse und Enten sich auch zur Begrüßung des heimgekehrten Hausherrn aufgestellt hatten. Durch ihr Spalier zogen wir in das mit Guirlanden geschmückte Pfarrhaus hinein. „Johanna, diesen

Koffer trag' nur gleich auf das Zimmer des Fräuleins!" — „Nein, Mutter, das thun wir! Nicht wahr, Agnes?" erwiederten die Knaben. „Aber ihr fallt auf der Treppe!" — Das schien ihnen fast ehrenrührig. — „Dahinein gehen wir, Agnes!" sagte die Kleine, welche der Gast auf seinen Armen trug. Nun zog unter ihrer Anführung Alles in die große Wohnstube hinein. Hier fand natürlich erst ein gegenseitiges Anschauen statt. Dem Vater schien dieser als gewachsen; an jenem Jungen wurde eine kleine Schramme bemerkt. „Du hast Dich aber, Gottlob! erholt!" lautete das Urtheil über mein Aussehen. „Nun, das macht das Nichtsthun! Ihr wißt ja, Jungen, das Wort Ferien kommt von faire rien!"*) Ha, ha, ha! antworteten die Jungen. Agnes aber meinte, die Pfarrfrau solle das Wort vom Nichtsthun nur nicht glauben. — „Was hast Du mir mitgebracht, Papa?" fragte die Kleine. „Ganz was Schönes und Großes," erwiederte ich. „Ist das in Agnes ihrem großen Koffer?" — „Nein, da kann es garnicht hinein!" — „Nun, wo ist es denn?" — „Sieh' hier, eine neue Tante, die immer mit Dir ausgehen und Clärchen fahren will!" — „Aber der Wagen ist entzwei!" — „Nun, wir bekommen wohl einen neuen," meinte Agnes. — „Hanne, ich bekomme einen neuen Wagen!" verkündigte sie sofort der Magd, die, das Abendbrod hereintragend, sich des Getümmels freute. — Da wurde dann bald der Tisch gedeckt, jener große Familientisch, der vor dem Sopha stand. Mitten auf demselben stand die russische Theemaschine,. ein Geschenk der Frau Gräfin, neben dem Tische aber noch aus Fürsorglichkeit ein Theekessel auf dem Kohlenbecken. Der glänzende Mittelpunkt der Tafel aber war von Kuchen, Klöben, kaltem Braten — und was weiß ich Alles — umgeben. Man hatte auf einen gesegneten Appetit der Reisenden — und auch nicht mit Unrecht

*) = Nichts thun.

— gerechnet. Als nun das Wegtragen der Sachen, die Begrüßungen, die Anlegung des Hausrocks und, was dergleichen mehr die erste Stunde nach der Ankunft ausfüllt, vollendet war, meinte die Hausfrau, daß, wenn wir nicht bald das Werk angriffen, es für die Kleinen leicht etwas spät werden könnte. — „Wir können ja morgen ausschlafen!“ meinte einer der Jungen. Aber ich ging doch auf die Mahnung der umsichtigen Hausehre ein, und so setzten wir uns im Kreise herum. Gustav wollte nach gewohnter Weise das Tischgebet sprechen. „Aber heute mußt Du's wohl dem Papa überlassen!“ Mit diesem Worte zog ich mein neues Testament, dem die Psalmen angebunden sind, hervor und las den hundertsten Psalm. „Ja,“ fuhr ich dann fort, „wir können ihm wohl mit Freuden dienen; nicht wahr? Unser Gott ist doch ein sehr freundlicher Herr. Wie gnädig hat er über uns Allen gewaltet! Daß wir wieder bei einander, und gerade so zusammen sind, das hat er doch in seiner Gnade gethan. Auf jedem Gesichte, das ich vor mir sehe, erblicke ich ein Zeugniß seiner Liebe und Güte. So wollen wir ihm denn auch dienen, und selbst dann, wenn's uns einmal schwer erscheinen will. Denn es giebt ja nicht immer Freuden. Es kann ja oftmals auf das Leichte bald das Schwere folgen. Aber jetzt haben wir's Alle leicht. Sehet, da lächeln uns auch die Gaben seiner Liebe an, die so manchem Armen fehlen! Im Blicke auf diese wollen wir nun noch unsern alten Tischspruch vernehmen, und den, Gustav, kannst Du nun beten.“ Und Gustav betete: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!“ Dann sprachen Alle Amen. — Nun begann aber ein rühriges Treiben, die Tassen, Gabeln und Messer klapperten, und die Hausfrau hatte mit ihrer fürsorglichen Oberaufsicht genug zu thun. Es schmeckte Allen heute besser als je. — Endlich nahm Gustav einmal das Wort und sagte: „Papa, Du hast erst von armen Leuten gesagt, die es

nicht so gut haben, wie wir. Heut Abend wird noch der Büchermann kommen, der die schönen Bücher und Bilder umher=trägt. Er war zuvor schon hier und ist inzwischen zu dem Organisten und dem Schultheiß gegangen. Der ist doch auch wohl ein armer Mann. Soll er nicht, wenn er hernach kommt, auch ein Stückchen von der schönen Wurst und von dem Klöben haben?" — „Gewiß, das soll er!" — Gustav freute sich dessen; und siehe da, der Mann mit seinem Bündel kam auch bald.

Vorher schon waren die kleineren Sachen des Theetisches abgenommen, denn ich beanspruchte, als das Abendessen beendigt war, den Tisch für meine mitgebrachten Sachen. Da wurden denn die getrockneten Bouquetts, Bilder und Berichte ausge=breitet. Auch der Bündel, den ich als Toni's Mitgift empfangen hatte, wurde aufgelegt und geöffnet. Es war ein altes seidenes Kleid in ihm, eine Schürze und allerlei werthlose Dinge, auch etwa sechs bis acht weiße Blättchen. Die Uhr, die ich bisher schon stets getragen hatte, zog ich aus der Westentasche und fügte sie gleichfalls der Ausstellung ein. Alle diese Anordnungen konnte ich um so ungestörter vornehmen, als meine Frau und Agnes mit den Kindern bereits in das angrenzende Schlafzimmer gegangen waren. Welche Erinnerungen reihten sich da bei dieser Schaustellung an einander. Ich freute mich darauf, an diesem Leitfaden noch hernach eine gemeinsame Wanderung mit der von mir so lange getrennt gewesenen liebsten Seele zu machen. Vorläufig aber sollte der Colporteur dem wandernden Gemüthe eine andere Richtung geben. So ungelegen er mir kam, so dachte ich doch an die traurige Lage des armen Mannes. „Nun, hier ist wohl noch ein Plätzchen für Ihre Waare," sagte ich, indem ich meine Ausstellung etwas zusammenrückte. Da breitete er denn seine Bücher und Bilder aus, Arndt's wahres Christen=thum, Müllers Erquickstunden, Benjamin Schmolk, Ulber, Neu=meister, die Schillingsbücher, die Schriften des evangelischen

Büchervereins, die Spekterschen Fabeln, den Crucifixus, den Hausfegen — und was er sonst noch an guten alten und neuen Artikeln hatte. — „Sie haben immer," sagte ich, „eine gute Gesellschaft bei sich!" — „Ja," meinte er, „wenn ich die nicht hätte, wäre ich auch ein sehr einsamer Mann. Ich habe eine einsame Lebensstraße und brauche deshalb ein gutes Geleit!" — Ich blätterte indeß in den Büchern hin und her und fand in einem Liederschatze ein englisches Lied, dessen Uebersetzung folgende Verse enthielt:

Geheimnißvoll in tiefer Nacht
Vollendet Gott, was er bedacht;
Er wandelt in dem tiefen Meer
Und fähret auf dem Sturm daher.

Was er sich vorgesetzet hell,
Das reifet und erfüllt sich schnell.
Schmeckt auch die Knospe bitter wohl,
Die Blum' ist süßen Duftes voll.

Der Unglaub' irret nah' und fern',
Vergeblich meistert er den Herrn:
Gott deutet selber seinen Sinn
Und stellt ihn einst voll Klarheit hin.

„Ja, einst gewiß!" sagte ich bei mir selber.

Indeß ich so las, war die kleine Schaar in der Kammer überaus lustig und heiter. „Wir dürfen heute Papa doch im Nachtröckchen gute Nacht sagen! Laß uns, Mutter! Erlaube es, süße Mama! Endlich schob die Mutter die eine der Flügelthüren zurück, und nun stürmte und stürzte die Schaar herein, wie Lützows wilde verwegene Jagd. O weh; o weh! was richteten sie an! Der ganze Tisch mit allen seinen schönen Sachen wurde herumgerissen; unter demselben entfaltete sich eine Fluth aus dem umgestoßenen Theekessel; von oben accompagnirte die Theemaschine. O, das war ein Gejammer! Da

gab es keinen guten Abend! für den Fremden; in hastiger Eile beugte sich Alles unter den Tisch auf die Erde, fischte in dem warmen See, wischte, klagte, zürnte, mit Ausnahme der Kinder, die angedonnert dastanden. Natürlich ging es zuerst über das feuergefährliche Kohlenbecken her, dann wurde die Theemaschine mit ihren Beulen bejammert. Ich half dem Colporteur seine Bilder und Bücher trocknen. „O weh, die Uhr! Und das Kleid! — Tritt nur nicht in die Scherben!“ — Endlich schien Alles gerettet und geborgen zu sein. Man hatte es hier nicht wie bei einer Feuersbrunst gemacht, wo oft die Gegenstände der Rumpelkammer eher als die werthvollsten Kleinode gerettet werden. So blieben die Blättchen aus Toni's Bündel am längsten in jenem unter dem Sopha befindlichen Stubensee liegen. Endlich kamen auch sie daran. Aber es waren keine leeren Blätter mehr und sie waren es früher auch nur für den Unkundigen gewesen. Die Blättchen waren Zauberphotographien, die erst durch das Wasser für Jedermann sichtbar wurden. Es waren mehrere Exemplare eines Damenbildes und verschiedene Herrenportraits. — Und diese Bilder — welche Scene führten sie herbei! Agnes sank auf den Stuhl! „O meine Mutter!“ Das Blatt fiel zur Erde. — Der Colporteur hob es auf; ein Schrei aus seinem Munde: „Mein armes Weib!“ — Mich hatte schon eins der Herrenportraits überwältigt — es war der Regierungsrath. Und wen sah ich auf dem Bilde, das schon zweien Händen entfallen war? — „Eleonore!“

II.

Dies Blatt gehört der Jungfrau.

Dies Blatt gehört der Jungfrau.

I.

Die Gesellschaft.

In der Villa des Justizraths Müller waren heute mehrere Freunde zum Mittagessen versammelt. Während nach beendigter Mahlzeit einzelne durch den Garten wandeln, finden wir in der Veranda drei Herren bei einander, deren Unterredung unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es waren der Consistorialrath und Professor der Theologie T. aus der nahen Universitätsstadt, sein Schüler, der Director einer Idioten-Anstalt, und ein Finanz-rath aus der Residenz. Wir hören, wie der Consistorialrath sich gerade zu seinem alten Schüler, den er lange nicht gesehen hatte, wendet und sagt: „Ja, mein lieber Director, das habe ich, als Sie noch zu den Füßen meines Katheders saßen, nicht gedacht, daß Sie einmal ein Blödenvater werden würden. Ich hoffte immer, Sie einmal als Collegen auf dem akademischen Lehrstuhl zu begrüßen.“ „O,“ sagte scherzend der Finanzrath, „mein alter Schulkamerad hat garnicht verkehrt speculirt. Das Idiotenwesen ist ja das enfant gâté unserer Zeit geworden. Was für Gelder werden nicht für die neuen Idioten-Anstalten flüssig gemacht! Alles interessirt sich jetzt für die, welche man die Aermsten unter den Armen zu nennen beliebt.“ Dann aber wandte er sich an den Director und fuhr fort: „Aber der Staat ist schon nüchterner geworden. Ich glaube, daß Deine diesmalige Eingabe nicht von solchen Erfolgen, wie früher, gekrönt sein wird.“ „Und warum nicht?“ fragte der Director.

Der Finanzrath erwiederte: „Man hat eben eingesehen, daß in der ersten Aufregung mehr auf die Idioten verwendet ist, als sie — erlaube mir, daß ich mich so ausdrücke — werth sind. Denn ein großer Theil — fast nur thierische Existenzen — bleibt beständig nur ein Gegenstand der Pflege; und das Partikelchen, das eine gewisse Ausbildung erlangt, was trägt es denn für die menschliche Gesellschaft aus? Die auf sie verwendeten Gelder können doch wohl ersprießlicher verausgabt werden oder man kann sie in dem Säckel der Steuerzahler, die so schon genug klagen, belassen?“ — „Ferdinand,“ sagte der Director, „wie viel Pfennige sollten den Steuerzahlern wohl erlassen werden, wenn der Staat das, was er für seine Idioten verausgabt, nicht ausgäbe? Uebrigens erlaube mir, daß ich es bestreite, wenn Du mir sagen wolltest: So und so viel Thaler ist die Bildung eines Gelehrten werth. Und eben darum bestreite ich auch die Möglichkeit, einen Geldwerth für die Ausbildung eines Schwachsinnigen festzusetzen. Hat er eine unsterbliche Seele, wie Du und ich, so sind wir verpflichtet, Alles daran zu setzen, was die Erleuchtung derselben ermöglichen kann.“ — „Das ist wohl wahr!“ sagte der Finanzrath. „Aber das ist für den Staat nicht maßgebend. Willst Du die unsterbliche Seele und ihre Rettung hervorkehren, so mußt Du Dich an die freie christliche Liebe wenden und bei ihr Hülfe suchen.“ „Du weißt,“ erwiederte der Director, „daß ich das auch thue. Mit meinen höheren Interessen wende ich mich stets an die freie christliche Liebe. Aber der Staat darf sich auf Kosten dieser nicht von allen seinen Verpflichtungen los machen. Kehre ich bei der Liebe der Christengemeinde das Seelenleben meiner Idioten hervor, so sage ich dem Staate: Sie haben auch einen Leib; und wären wir auch nur eine Fütterungsanstalt, so hätte der Staat eine Verpflichtung für sie.“ „Liebster,“ entgegnete der Finanzrath, „das leugne ich ja auch nicht; ich wollte nur

sagen, daß, seit das Evangelium von der allgemeinen Bildungsfähigkeit der Idioten nicht mehr so gilt wie in den Tagen nach Guggenbühls erstem Auftreten, auch der Staat nicht mehr so große Summen flüssig macht; sieht er die Idioten-Anstalten vorwiegend als Pflegeanstalten an, so glaubt er mit geringeren Geldbewilligungen seiner Aufgabe zu genügen." „Ja," sagte der Director, „das habe ich zur Genüge erfahren und auch das, daß die Gemeinden gründlich vom Staate gelernt haben. Erkennen sie, daß ein armes Kind sich bildungsunfähig erweist, dann heißt es gleich: Verpflegen können wir es billiger als in der Idioten-Anstalt. Dann überweisen sie es ihren Armenhäusern, in denen, was an geistigem Gewinn vorhanden war, bis auf den letzten Rest wieder verloren geht. Du rühmtest erst, die Idiotenanstalt sei ein enfant gâté der Neuzeit. Sie ist es gewesen. Jetzt eilen wir mit Riesenschritten wieder Dem zu, was das Mittelalter für diese Unglücklichen that. Nachdem man eine Zeitlang für sie nach ihrem Bedürfniß sorgte, wollen wir jetzt höchstens für die Bildungsfähigen etwas thun, die anderen sollen wieder in die Xenodochien der alten Zeit, wo Vagabunden, Sieche, Trunkenbolde, Irre und Idioten neben einander kauern." Jetzt fiel der Consistorialrath ein: „Lieber Director, ich höre den beredten Anwalt der Blöden; sagen Sie mir aber einmal, kann man denn wirklich solche Wesen auch lieb haben?" Der Director stutzte bei dieser Frage. Er hatte aus dem Munde eines Mannes, dem ein warmes Herz so eigen war, diese Frage nicht erwartet. Er erwiederte: „Mein lieber Herr Rath, ich erinnere mich noch, wie Sie uns Studirenden sagten, unsere Liebe solle der des Heilands ähnlich sein. Sie führten auch, als Sie von seiner Liebe redeten, den Vers an:

Er sah an uns nichts Ehrenwerthes,
Nicht Tugend und nicht Würdigkeit,
Nein nur Entstelltes und Verkehrtes,
Nur Jammer und nur Herzeleid.

Darin liegt schon die Beantwortung Ihrer Frage; ich könnte allenfalls auch das Wort des Herrn hinzusetzen: ‚So Ihr liebet, die Euch lieben, was Danks habt Ihr davon?!‘ Aber wenn die Liebe es uns leichter macht, wieder zu lieben, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß meine Pflegebefohlenen nicht blos wegen des von Ihnen citirten Verses, auch nicht blos wegen Luc. 6, 32 vor mir geliebt werden; sie thun das Ihrige auch dazu.“ „Also,“ fiel der Finanzrath ein, „Deine Anstaltsgenossen sind liebenswürdig, vielleicht auch gar interessant?“ „In der That,“ entgegnete der Director, „nenne ich die kleine Welt, in der ich mich bewege, eine interessante. Nichts weniger ist ihr eigen als Monotonie uud Langweiligkeit. Du begegnetest vielleicht einmal einem stumpfsinnigen Idioten; er ist Dir das Urbild der Idiotie geworden. Würdest Du aber nur einmal mit 20 oder 30 zusammen sein, so würden Dir ebensoviele graduelle Verschiedenheiten und Schattirungen begegnen. Du würdest alle Temperamente vertreten finden, Du würdest Gemüth, Humor, Gedankenblitze entdecken; es würden Dir Ueberraschungen geboten werden, die aber nicht blos der Neuling in dieser Umgebung erfährt, sondern die auch ich noch mir täglich notiren könnte.“ „Das kann aber,“ meinte der Finanzrath, „doch nur durch Diejenigen geschehen, die irrthümlich an die Adresse der Idioten-Anstalt gekommen sind. Derer, höre ich oft, sollen nicht wenige sein; sie bilden dann Eure Paradepferde. Sie hätten auch in anderen Umgebungen fortkommen können, oder wenn auch nicht damals schon, als sie zu Euch kamen, doch nach Erreichung gewisser Resultate dem normalen Erziehungswesen übergeben werden müssen.“ „Es freut mich,“ erwiederte der Director, „Deinen Worten zu entnehmen, daß Du uns doch gewisse Resultate erzielen lässest. Also etwas haben wir doch dem Einen und Anderen abgefeilt oder eingeflößt — aber nun müßte er ja

aus der Anstalt fort; denn nun könnte sich etwas ansetzen, ihm von tiefer Stehenden sich mittheilen, wodurch das Endresultat seines Aufenthalts in der Anstalt wäre: Mehr verloren, als gewonnen. Lieber Ferdinand, Du redest von der Idioten-Erziehung und von dem Idiot-Werden, wie tausend liebe Leute, die sich eine ganze Theorie fertig gemacht haben, ohne sich mit dem Leben und Treiben der Idioten und der Arbeit an ihnen bekannt gemacht zu haben. Ich habe mit Einem dieser Art, der einer Behörde angehört, zu thun, der ist von der ansteckenden Kraft des Idiotismus so fest überzeugt, wie von der der Cholera, der sieht auch Jedem seine Bildungsfähigkeit gleich an den Augen an, er weiß auch sofort, wann die Entlassungsfähigkeit da ist, und wenn man ihm widerspricht, muß man einen Blick erfahren, der zu sagen scheint, daß man wohl selbst von dem Blödsinn, an dem man arbeitet, angesteckt sei. Wenn Leute dieser Art etwas für die Idioten-Anstalten thun, so geschieht es, weil sie dieselben als ein nothwendiges Uebel betrachten. Es würde sich unstreitig aber ein anderer Gesichtspunkt geltend machen, wenn sie öfter einmal die Anstalten besuchten. Ich bin fest überzeugt, das Interesse würde alsdann ein lebendigeres werden. Auch behaupte ich, daß der Freund psychologischer Studien nicht ohne Ausbeute bei seinen Besuchen bleiben würde." Den letzten Gedanken faßte der Consistorialrath auf und meinte, es müsse doch interessant sein, bei den Einzelnen zu beobachten, wo die Sittlichkeit anfange, z. B. ob bei ihm von Kleptomanie geredet werden oder ob man ihn des Diebstahls bezüchtigen müsse, ob, was bei einem Anderen zu Tage trete, sündlicher Eigensinn oder eine in seiner Idiotie begründete Schadhaftigkeit seines Willens sei. Der Director freute sich dieses Entgegenkommens und illustrirte an einzelnen Erscheinungen mehrere psychologische Probleme. Während dieser Auseinandersetzungen hatten sich die im Garten Promenirenden auch in der Veranda eingefunden

und horchten von der Seite aus, wo die Damen des Hauses saßen, auf das lehrreiche und anregende Wort des Directors. Er hatte geendet, da ließ sich ein junger Gymnasiallehrer vernehmen: „Sie erzählten uns, Herr Director, neulich gar mancherlei von dem gesegneten Wirken des alten Grafen Adalbert von der Recke-Volmerstein. Der hat zwar anfänglich sich der Verwahrlosten angenommen. Hat er nicht schließlich auch noch für die Idioten gesorgt?“ „Freilich!“ lautete die Antwort, „und er ist nicht durch sein eigenes Belieben, auf dem Wege der Willkür, dazu gekommen. Höchst interessant ist, was er selbst über die Entstehung des Samariter-Ordens-Stifts erzählt, das bis jetzt schon hunderte armer Idioten umschloß. Ich darf es Ihnen vielleicht vorlesen?“ Allgemein wurde er um diese Mittheilung gebeten, und er zog nun einen der ältesten Berichte jenes Stiftes aus der Tasche und las.

„Auch mir ging es, wie so Vielen, ich hatte nie zuvor einen Blick in das verborgene Elend dieser Unglücklichen gethan, bis Gottes alles lenkende Hand im Jahre 1820 unter den vielen verwahrlosten Kindern, die meinen Rettungsanstalten in Overdyk und Düsselthal zuströmten, mir auch einen Knaben zuführte, dem das Blut vom Kopfe herab über Gesicht und Kleider floß. Ein starker, stämmiger Bursche, ungefähr 15 Jahre alt, mit schlotterndem Gang, mit pavianähnlichen Gesichtszügen, von den Seiten zusammengedrückten Kopfe, gerunzelter Stirn und Gesicht mit außerordentlich hervorstehendem, nicht mit den Lippen zu bedeckendem Gebiß, nur einzelne schwer zu verstehende Worte stammelnd, der weder seinen Namen noch Herkunft angeben wußte, stand vor mir. Wir verstanden nur, daß er jenseits des Wassers her sei, und seine Neigung, auf allen Vieren mit seinem vortrefflichen Gebiß den Salat im Garten abzugrasen, verrieth uns, in welcher Gesellschaft er bisher zugebracht hatte, was er auch nach einiger Zeit, als er besser

sprechen lernte und aufgeweckter wurde, näher erzählte. Bei einem Bauer nämlich hatte er die Schweine gehütet, der ihn des Nachts mit denselben in den Stall eingesperrt, wo er dann aus ihren Trögen sich genährt und an den säugenden Säuen mit den jungen Ferkeln in die Wette seinen Durst gestillt. Ob durch die genossene Schweinemilch oder durch den nahen Umgang mit diesen Thieren in Clemens die besondere Liebe zu den Schweinen erzeugt wurde, bleibt dahingestellt. Er konnte auf eigenthümliche Weise mit ihnen umgehen, so daß sie sich willig als seine Reitpferde gebrauchen ließen. Eines Tages aber hatte er, wie er nachmals erzählte, seine Schweineheerde zu Schaden laufen lassen und sei dafür von dem Bauer, bei dem er war, so mißhandelt worden, wie er bei uns angekommen sei.

Ich nannte ihn, da er sich auch später seines Namens nicht bewußt wurde, nach dem Kalendertage seiner Ankunft Clemens. Er hatte einen schleppenden Gang und war weder zum Schnellaufen, noch zum regelmäßigen Gehen zu bringen, ohne sonst fehlerhaft gebaut zu sein. Er besaß ein sehr fröhliches, stets zum Lachen geneigtes Temperament und war anschmiegend und sehr empfänglich für Liebe, hinwiederum aber auch dann und wann in Zorn entbrannt, als wenn ihn plötzlich ein finsterer Geist gepackt hätte. — In der Schule konnte er sich, vieler Mühe ungeachtet, nicht mit den Buchstaben befreunden, wohl aber lernte er kleine Verschen, die er gern hersagte. Noch lieber aber stieß er zuweilen ohne irgend eine Veranlassung unter diabolischem Gelächter eine Menge der fürchterlichsten Flüche aus, die er in seiner früheren Umgebung sich eingeprägt haben mochte. Vielfacher Ermahnungen ungeachtet, wiederholte er immer diese für die anderen Kinder Aergerniß erregenden, schauderhaften Flüche. Eines Tages als er dies auch, mit anderen Knaben Holz hauend, that, kam ich vorbei und ermahnte ihn, seine Zunge nicht auf so gottlose Weise zu miß-

brauchen. Je mehr ich aber ermahnte, desto heftiger begleitete er seine Flüche mit Gelächter. Ein Hieb mit der Reitpeitsche brachte ihn zum Schweigen. Ich ging weiter; als ich aber einige starke Tritte hinter mir hörte, drehte ich mich um, und im selben Augenblick flog die Axt, von Clemens kräftigem Arm geschwungen, bei meinem Kopf vorbei in die Erde bis an das Oehr derselben. Ich entwand ihm schnell die Axt, die er nicht gleich aus dem harten Boden wieder heraus bekommen konnte, faßte ihn in's Halstuch und sagte ihm: Clemens, Du wolltest ein Mörder werden, da kannst Du nicht mehr frei unter andern Kindern umher gehen. Da gehörst Du in's Gefängniß und dahin will ich Dich jetzt führen, damit Du über Deine Gottlosigkeit nachdenken kannst.

Es lag mir deutlich vor Augen, daß der arme Clemens einem fremden Willen folgte, daß er unter der Knechtschaft des ihn beherrschenden finsteren Geistes stand. Welch ein Contrast! Clemens, dessen Liebesbeweise und zärtliche Umarmungen ich oft abwehren mußte, wollte jetzt mein Mörder werden! Lachend ließ sich Clemens durch den Garten zum Karzer führen, und da ich viel größer und mich stärker wähnte, glaubte ich das recht gut allein vollbringen zu können. Als wir aber in der Mitte des Gartens waren, drehte sich Clemens plötzlich um und schlug mich mit der geballten Faust so vehement auf den ihn haltenden Arm, daß ich, von Schmerz überwältigt, ihn für zerbrochen haltend, losließ. Diesen Augenblick benutzte Clemens und umfaßte mich, und so rangen wir lange mit einander, ohne daß ich den rechten Arm gebrauchen konnte; endlich fielen wir unterm Ringen auf die Erde. — Mein verletzter Arm machte mich unfähig, dem wüthenden Clemens meine volle Kraft entgegenzusetzen. Es gelang ihm, sich auf mich zu werfen, und ich lag hilflos unter dem wüthenden Menschen, der mit höllischem Gelächter sein vermeintliches Schlachtopfer angrinste und sich

zu besinnen schien, ob er es mit seinen Zähnen zerfleischen oder ihm mit Faustschlägen den Schädel zerschmettern sollte.

Schon während des Ringens hatte ich erkannt, daß wenn der Herr nicht mein Helfer sei, ich dieser satanischen Uebermacht erliegen müsse, und zum Herrn geschrieen, wie viel mehr jetzt in der nun erhöhten Noth, wo ich erschöpft unter den durch Wuth mit herkulischer Kraft erfüllten Fäusten des rasenden Clemens an den Boden festgebannt lag. Der treue Herr aber, der Bitte und Gebet erhört, sah mein Elend in Gnaden an und erbarmte sich meiner in meiner hilflosen Lage, und seine liebende Hand lenkte in diesem verhängnißvollen Augenblicke die Schritte eines anderen Schwachsinnigen, des lieben Carl v. L., durch den Garten. Dieser große und starke, mit kindlicher Liebe mir zugethane Jüngling erkannte schnell die Gefahr, in der ich schwebte, und besann sich nicht lange, riß eine Bohnenstange aus der Erde und drosch mit solcher Kraft auf Clemens' Rücken los, daß sich nun sein Zorn gegen Jenen wandte und er mich losließ. Jetzt gelang es unserer vereinten Kraft leicht, Clemens ins Karzer zu bringen, wo ihn die Einsamkeit und der Hunger bald zur Reue brachten. Mir aber stand es lebendig vor der Seele, daß ich dem lieben Carl v. L., einem Schwachsinnigen, nächst Gott meine Errettung vom Tode zu danken hatte, und daß andererseits die Pflicht der Dankbarkeit es fordere, das so wunderbar erhaltene Leben auch ferner andern Schwach= oder Blödsinnigen widmen zu müssen. — Zugleich aber hatte ich es recht deutlich erkannt, daß wir es bei Schwachsinnigen und Ver=rückten nicht allein mit Fleisch und Blut zu thun haben, sondern mit den Fürsten und Gewaltigen unter dem Himmel, und wir in diesem Kampfe uns nicht auf leibliche Kräfte verlassen dürfen, denn mit unserer Macht ist's nicht gethan — und stehen wir ihnen nicht in recht festem, lebendigen Glauben an Christum, den Höllenbezwinger, gegenüber, so müssen auch wir es in

diesem Kampfe mit der Finsterniß zu unserm Schrecken hören: „Christum kenne ich, Paulum weiß ich, wer bist aber Du?“

Am Abend bat Clemens scheinbar reuig um Vergebung und bezeigte mir wie auch früher und ferner dankbare Liebe. Längere Zeit darnach aber hatte er sich mit einem andern sehr gutmüthigen blödsinnigen Knaben, der mit ihm im Kuhstall arbeitete, und mit dem er sonst sehr befreundet war, ohne daß man es bemerkt, überworfen. In einer Nacht schlich er sich zu dessen Bett, warf sich auf ihn und biß ihm die Nase ab. Den Theil der Nase, den Clemens nicht verschluckt hatte, nähten und heilten wir dem armen Opfer seiner Rachgier wieder an, aber für Clemens suchten wir von da ab in einem Irrenhause Unterkunft.

Das war der gefährlichste unserer Blödsinnigen in den Rettungs=Anstalten zu Overdyk und Düsselthal. Andere lernten mehr oder weniger sich nützlich beschäftigen. Einer, der nicht die Willenskraft hatte, einen Stein von der Erde aufzuheben, sprachlos stundenlang auf einem Flecke stand, konnte endlich, nach allerlei Manipulationen mit ihm, in der Schule ordentlich lernen und später die Bäckerprofession, so daß er in seiner Vaterstadt Kettwig nachmals als Bäckermeister und Agent für unsere Zeitschriften, als ein angesehener und geachteter Bürger lebte. Vorzüglich dieser, dem der Herr das Herz aufschloß, so daß er selbst zu beten anfing, machte mir Muth, mich dieser Unglücklichen mit besonderer Liebe und der Zuversicht anzunehmen, daß die Arbeit an ihnen nicht vergeblich sei. Freilich gab es auch Einige unter diesen Unglücklichen, die uns hoffnungslos ließen, namentlich der Sohn eines Majors aus Berlin, der nicht gezwungen, wie Clemens, sondern freiwillig, so oft er dazu kommen konnte, mit den Schweinen aß, und darum auch, wie jene, eher in einem Stall als in einem Zimmer hätte wohnen sollen (wie wir deren in unserem Stifte viele haben). Ein Anderer suchte seinen Verstand immer durch ungeheure Portionen

Schnupftabak zu stärken. Andere wurden durch Arbeiten in den Werkstätten, in der Mühle, im Garten, im Felde und in Ställen für das bürgerliche Leben befähigt. Obgleich mir das Unglück der Blödsinnigen sehr zu Herzen ging, so erkannte ich doch, daß sie in Gemeinschaft mit anderen Kindern in Rettungsanstalten nicht passen, sondern der eigens für sie eingerichteten Anstalten bedürfen. Als ich begann, das hiesige Deutsche Samariter-Ordens-Stift für Blödsinnige zu bauen, wußte ich nicht, daß man auch am Rhein dazu Schritte that. Auch die mit so warmer Liebe zu den Blöden geschriebene Schrift vom Pfarrer Disselhoff war mir unbekannt geblieben, wie ähnliche Bestrebungen in Deutschland. Einige blödsinnige Kinder in unserer Rettungsanstalt und in hiesiger Gegend forderten mich immer wieder auf, eine eigene Anstalt für Blödsinnige zu errichten, und das um so mehr, da die Mißhandlungen und Vernachlässigungen solcher unglücklichen Familienglieder mir so sattsam bekannt waren und vor der Seele standen, die man nicht überall wie häufig in Tyrol und unter den Türken als Segnungen Gottes oder als Heilige ansieht. Mit einer im Jahre 1856 durch den lieben, nun schon selig vollendeten, durch seine Bibelverbreitung berühmten Pfarrer Dr. Steinkopf in London zu einem Hause der Barmherzigkeit mir gesandten Liebesgabe von 10 Pfd. Sterl. begann ich den Bau des Samariterstiftes und kann die Treue des Herrn und die helfende Liebe seiner Kinder nicht genugsam loben, daß mir die große Freude zu Theil wurde, dem Herrn zur Ehre und diesen Allerärmsten seiner Geschöpfe zum Nutzen ein Stift gründen und bauen zu dürfen, in dem nun für alle Zeit eine Anzahl dieser Unglücklichen Obdach und Unterweisung finden kann. — Ja, meine Seele erhebet den Herrn und was in mir ist Seinen heiligen Namen, daß Er mein Vertrauen gerechtfertigt und den Unglauben derer beschämt hat, die an dem Zustandekommen des Stiftes zweifelten."

Die Frau Justizräthin lud jetzt zum Thee. Der Finanzrath aber sagte zu seinem Jugendfreund: „Sie haben, lieber Herr Director, heute wohl die ganze Gesellschaft zu Idioten gemacht.“ Der Consistorialrath aber meinte: „Das waren wir heute auch schon ohne den Director. Denn wir befaßten uns ja mit öffentlichen Geschäften nicht — und solche Leute wurden, wie Sie wissen, von den Alten Idioten genannt.“ „Und da können wir,“ setzte der Gymnasiallehrer hinzu, „Cicero's Wort bestätigen: Idiotarum vita optima.“ (Das Leben der Idioten ist das beste.) Die Frau Justizräthin aber bat, man möge nur nicht zu gelehrt werden und wies den Gästen ihre Plätze am Tische an, auf dem die russische Theemaschine bereits ihre gemüthlichen Töne vernehmen ließ.

II.

Johanna.

Am anderen Morgen treffen wir in einer Laube des Gartens, den wir vom Vortage kennen, eine frische, blühende Jungfrau von etwa 22 Jahren. An ihrer Seite lag ein Buch; sie mochte gelesen haben; jetzt häkelte sie. So that sie auch am vorigen Abend in der Veranda des väterlichen Hauses; aber die Häkelarbeit war damals eigentlich nicht viel vorwärts gekommen. Sie hatte mehr der Unterredung der Herren gelauscht und war offenbar besonders durch die Worte des Directors innerlich angefaßt. Worin aber war ihre Empfänglichkeit begründet? Wodurch war ihr Gemüth vorbereitet, um an solchen Verhandlungen Wohlgefallen zu empfinden? Sie hatte als Kind eine fromme Erziehung genossen; Hauslehrer und Prediger hatten gemeinsam darauf hingewirkt, Geist und Herz harmonisch mit dem Evangelium zu durchdringen. Allen Ueberschwänglichkeiten,

allen schroffen Einseitigkeiten war dadurch begegnet, daß der Unterricht ebenso lichtvoll wie erwärmend war. Ueberdies war der kindliche Sinn gepflegt, der Gehorsam stets als Cardinal-Tugend behandelt und keine Gelegenheit versäumt, der Stimme der Barmherzigkeit zu dem kindlichen Herzen Zugang zu verschaffen. Johanna trat mit einem nüchternen, klaren Sinn, mit einem warmen, geheiligten Herzen in ihre Jugend ein. Die geistige Atmosphäre des Müller'schen Hauses war ganz zur Pflege dieser edlen Schätze angethan. Aber diese Mitgift für's Leben wäre wohl eine zu wenig zuverlässige gewesen, wenn die Eltern nicht für eine Erprobung gesorgt hätten. Johanna kam erst in die Nachbarstadt zu einer befreundeten Familie, um sich dort in der Musik und der Literaturgeschichte zu vervollkommnen. Hier war es, wo ihr Personen nahe traten, die in krankhafter Weise aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machten, nicht genug geistlicher Speise bekommen konnten und darüber ihre Berufspflichten vernachlässigten. Ihnen galt Johanna als ein ganz weltliches Mädchen, das dem Reiche Gottes noch ganz fern stehe. Johanna ertrug es mit edlem Muthe. Diesem mehr der Wissenschaft und Kunst gewidmeten Cursus folgte ein anderer, der sie mit dem Haushalt bekannt machen sollte. Das Haus, wo sie diese Lehrzeit durchmachte, war von einem andern Geiste angehaucht. Man diente der inneren Mission. Aber es entfaltete sich eine unruhige Vielgeschäftigkeit. Von einem Verein ging's in den andern, und Johanna sagte sich, daß hier nur ungründliche, oberflächliche Arbeit getrieben werden könne. Weil sie aber nur innerhalb gewisser Grenzen sich betheiligte, so schrieb man ihr Bequemlichkeit zu. Auch diese Nachrede ließ Johanna geduldig über sich ergehen. Endlich kam noch ein dritter Cursus, der war nach ihrer eigenen Wahl. Auf ihrer zweiten Stelle war unter den Arbeiten der inneren Mission ihr die Krankenpflege besonders sympathisch erschienen. Sie bat

also ihre Eltern, auf der nahen Universität einen für Krankenpflegerinnen eingerichteten Cursus durchmachen zu dürfen. Die Eltern stimmten, wenn auch ungern, zu. Hier aber traten ihr andere Versuchungen nahe. Die jungen Mädchen, unter denen sie sich bewegte, waren zwar alle positiv gerichtet, sie besuchten die Gottesdienste nur bei strenggläubigen Predigern — aber sie wußten damit das Weltleben der Musenstadt zu vereinigen. Es war ein sehr leichtlebiges Christenthum, das sich in Johanna's Umgebung entfaltete. Und sie hielt Stand, mochte man sie auch sauertöppisch heißen. Sie wußte sehr wohl, daß sie nichts weniger als eine Kopfhängerin sei, und die nüchternen und ernsten unter ihren Altersgenossen bestätigten es. — Nach Absolvirung aller dieser Cursen kehrte sie wohlbewährt in's Elternhaus zurück. Hier wartete ihrer nun eine Aufgabe, zu deren Lösung sie nichts von dem Erwerb der drei Unterrichts-Cursen verwerthen konnte. Sie hatte zwei kleinere Schwestern. Den Unterricht derselben sollte sie besorgen. Zwei kleine Mädchen einer befreundeten Familie wurden den Schwestern hinzugefügt. Johanna freute sich dieses Berufs, und competente Beurtheiler bezeugten ihre Befähigung für denselben. Aber jetzt nahte die Zeit, wo die Lösung dieser Aufgabe beschafft war. Die Confirmation der vier Kinder stand bevor. Was dann? Johanna konnte sich in den Gedanken nicht finden, dann wie tausend andere junge Mädchen ihres Standes ohne besonderen Beruf im Elternhause zu leben. Sie wollte hinaus; aber wohin? Welchen Beruf ergreifen? Täglich stand sie vor ihrer Wahl. Wenn heute dieselbe sich für die Krankenpflege entschied, damit doch der Gewinn des dafür genossenen Unterrichts kein todter Schatz bleibe, so führte der morgende Tag die Lieblichkeit und den Segen der kleinen Schule vor, in welcher sie wirkte. Bald schlug das Zünglein der Waage hierhin, bald dorthin. Schon war sie nahe daran, sich für die Arbeit im Kinderhospital zu

entscheiden, als der Gesellschaftsabend noch eine andere Combination beider Berufe als möglich hinstellte. Der Abend selbst wohl noch nicht; aber dieser Morgen, da wir sie in der Laube des elterlichen Gartens sehen. Jetzt standen vor ihrem Blick die Kinder-Heilanstalt und die Idioten-Anstalt. Ich will nur erwähnen, daß Johanna ein Mädchen war, welches stets das Mühevollere dem Leichteren vorzog, das seine Lust hatte, Neues anzubahnen und zu schaffen, das lieber schlummernde Keime weckte, als geweckte pflegte, das Arbeiten ohne Anfechtungen nicht mochte, sondern denen den Vorzug gab, bei denen die allgemeine Anerkennung nicht sofort erreicht war. Aus diesem ihren Wesen erklärt es sich, daß nach dem, was sie gestern aus des Directors Munde gehört hatte, die Idioten-Anstalt bald ein stärkerer Magnet als das Kinderhospital wurde. Den Ausschlag aber hatte das kleine Heft gegeben, das neben ihr lag. Es waren Scholz Vorträge über Irrenpflege. Der Director hatte gelegentlich gesagt, daß, was Scholz von der Irrenpflegerin behaupte, gelte auch von der Pflegerin der Idioten. Mehr als bei der Krankenpflegerin handle es sich bei ihr um den Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit; durch ihre gesammte Individualität müsse sie wirken. Eben dies, daß hier Alles, was sie sei, könne und habe, dem Berufe zu Gute kommen könne und solle, eben dies bestimmte Johanna, sich für die Idioten zu entscheiden. Ihre Lehrgabe, ihre Befähigung zur Pflege, ihre Kinderliebe, ihre Theilnahme für das körperliche Elend, ihre Musik, ihre Bildung, das Alles wollte sie in den Dienst der Aermsten unter den Armen stellen. Wie das geschehen könne, das wußte sie freilich nicht. Aber, dachte sie, das werde ich am besten erfahren, wenn ich mich auf den Weg nach Marienthal mache. Dort war das Arbeitsfeld des Directors. Gedacht, gethan.

III.

Ein Gottesdienst in Marienthal.

Marienthal, eine größere, colonienartig gebaute Blöden-Anstalt, hatte seine eigne Anstaltskirche, zu der sich aber auch solche Leute aus der Nachbarschaft hielten, die sich durch die Anfälle Epileptischer und das oft sonderbare Gebahren der Idioten in ihrer Andacht nicht stören ließen. Die Predigten waren dem Bedürfniß angepaßt, vielleicht weniger in der Form, als ihrem Inhalt nach. Solche Materien wurden vorzugsweise gern in ihnen behandelt, die unmittelbar in der Anstaltsthätigkeit konnten verwerthet werden. Manchem Angestellten waren sie zu speciell; er hätte lieber allgemeinere Wahrheiten vorgetragen gesehen, um sie für sich selbst zuzuschneiden. Die Meisten aber wußten es dem Pastor Dank, daß er aus dem Anstaltsleben heraus für dasselbe redete. Johanna konnte nichts Besseres thun, um sich in Marienthals Leben einführen zu lassen, als einen Gottesdienst des kleinen Kirchleins zu besuchen, und es traf sich so, daß der Tag, den sie dazu wählte, dem Prediger gerade Veranlassung gab, dies Leben in umfassender Weise mit Gottes Wort zu beleuchten. Sein Text war Ps. 100, V. 2a und 3a: „Dienet dem Herrn mit Freuden! Erkennet, daß der Herr Gott ist.“ Johanna schrieb folgende Skizze dieser Predigt nieder: „Dienet ist das erste Wort unseres Textes, der erste Befehl für den, der hier arbeiten will. Wie Mancher erwählt den Anstaltsberuf, um etwas sein zu wollen! Der bisherige Handwerker, die bisherige Magd kommen sich vor, als ob sie mehr wären, wenn sie in der Anstalt Wärter und Wärterin sind; und nicht blos sie, auch der Theologe, der Geistliche sieht nicht selten auf die Pastoren herab, die in den

gewöhnlichen Gemeindeämtern stehen. Dieser Sinn ist nicht vom Herrn. Auch der nicht, der herrisch sich gegen Mitarbeiter und Pflegebefohlene gebärdet. Dienen ist hier die Aufgabe. Lehrer und Lehrerin, Pfleger und Pflegerin haben es zum Gegenstand ihres besonderen Studiums zu machen, wie sie am besten dienen, wie sie die Fähigkeiten, Anlagen und Kräfte, die der Herr ihnen gab, am ausgiebigsten zu Nutz und Frommen der Anstalt, zum Besten ihrer Pflegebefohlenen verwerthen. Daß zum Dienen ein Herz voll Demuth erforderlich ist, lehrt der dienende Heiland, der seinen Jüngern die Füße wusch. Mancher Dienst nimmt einem Anderen Arbeiten ab, die er ohnedies selber vollziehen müßte. So ist auch unser Dienst geartet. Wir thun für unsere Pflegebefohlenen, was sie selbst thun sollten, woran sie aber durch ihr geistiges und leibliches Unvermögen behindert sind. So sind es zumeist sehr unscheinbare Arbeiten; auch widerliche und ekelhafte sind darunter. Wollen wir eine Erleichterung — Mancher verschafft sie sich durch Leichtsinn und Oberflächlichkeit; aber davor behüte uns Gott! — Doch giebt es eine wesentliche Erleichterung des Dienstes, nämlich darin bestehend, daß wir unsern Dienst als einen dem Herrn bewiesenen ansehen. Wir haben ein Recht dazu. Denn so gut der Herr Jesus in den Gefangenen, in den Nackenden gesehen sein will, die wir um seinetwillen und in seinem Namen besuchen und kleiden: so gut ist er in unsern Armen und Elenden, die sein Erbarmen hier zusammen geführt hat. Wenn ich aber weiß, daß ich ihm diene, so muß mir das darum den Dienst schon leicht machen, weil ich so Gelegenheit finde, wenn auch nur ein Theilchen meiner großen Dankesschuld abzutragen. So wird es mir denn auch möglich, meinen Dienst mit Freuden auszurichten. Wir können hier keine verstimmte, griesgrämliche Arbeiter gebrauchen. Unsern Kindern gebührt ein heiteres, durch Freundlichkeit gewinnendes Angesicht. Viel

liebe Leute, die es offenbar gut mit uns meinen, schlagen doch einen verkehrten Weg ein, wenn sie uns immer vorreden, wie sauer wir es hätten, welcher Geduld wir bedürften, und wie man es nicht begreifen könne, daß wir den Beruf dieser mühsamen, oft so undankbaren Pflege wählten. Die guten Leute kennen unsere Freuden nicht. Ihr aber kennt sie hoffentlich; und wenn Ihr sie kennt, dann wird auch Euer Auge licht, Eure Stirn von Falten frei, Eure Miene freundlich sein; Ihr dienet dem Herrn mit Freuden. — Nun aber erkennet auch, daß der Herr Gott ist. Gelegenheit habt Ihr reichlich dazu. Ihr findet hier einzelne Kinder, deren körperliche und geistige Schäden die Erzeugnisse des Sündenlebens ihrer Eltern sind. Weist Euch das nicht auf das Wort, in dem der Herr verkündigt, daß er die Sünden der Väter heimsuche an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied? — Viel von unserm Elend steht nicht gerade nachweisbar zu bestimmten Sünden in Beziehung. Aber all der Jammer, der hier bei uns ist, wäre doch nicht da, wenn wir auf einer sündenfreien Erde lebten. Erkennet nun, welch ein heiliger Gott der Herr ist. Solch ein Gräuel ist die Sünde in seinen Augen, daß er die ganze Elendsfluth, wie schwer es ihm ist, über die Menschen kommen lassen muß, um sie sein Mißfallen an der Sünde fühlen zu lassen. Endlich aber erkennet Ihr hier auch an der sammelnden und rettenden Liebe, welch ein Gott der Liebe und des Erbarmens unser Herr ist. Ja, Eure Arbeit soll Euch euren Herrn kennen lehren, damit Ihr ihn immer inniger liebet und dann Eure dankbare Gegenliebe Diejenigen erfahren lasset, um deretwillen Ihr hier seid. Das nehmt denn aus dem Gottesdienste dieses Hauses mit in den Gottesdienst der Woche hinein. In Euren Schulen, in Euren Pflegeräumen und Krankenzimmern, in Euren Werkstätten habt Ihr gottesdienstliche Plätze. Die Hand, die das elende Wesen um Gottes Willen reinigt, ist gleich der gefalteten Hand. Die

leitende Hand, die den Pflegling in der Liebe Gottes gängelt, gilt vor ihm eben so viel wie das gebeugte Knie. Wenn's nicht so ist, so ist es Eure Schuld, von der Ihr aber durch eine Betstunde, die mehr sein will, nicht frei werdet. Der Herr mache uns Alle zu Werkzeugen seiner Ehre, die ihm mit Freuden dienen! Er mache unsern Beruf uns zu einer ergiebigen Quelle der Erkenntniß, daß er ein heiliger und barmherziger Gott sei, gelobet in Ewigkeit."

Eine Freundin Johanna's, welche sie zur Kirche begleitet hatte, war mit der Familie des Anstaltsgeistlichen bekannt, und so kam es Johanna sehr willkommen, diese in das Haus desselben begleiten zu dürfen. Es währte nicht lange, so kam es zwischen dem Manne, der soeben gepredigt hatte, und Derjenigen, die heute gewiß unter Allen die aufmerksamste Hörerin gewesen war, zu einer lebhaften Unterhaltung. Wir verfolgen dieselbe von dem Augenblicke an, wo Johanna das Bedenken äußerte, ob die gehörte Predigt nicht über die Köpfe der meisten Hörer hinweggegangen sei. „Wenn Sie," sagte der Prediger, „die anwesenden Hörer zählen und dann alle gleichwerthig ansehen wollen, dann haben Sie gewiß Recht. Aber ich muß Ihnen bemerken, daß zweierlei Arten von Kirchgängern anwesend waren. Die Einen waren die Arbeiter der Colonie, Lehrer, Pfleger und anderweitig Bedienstete; die Anderen waren Zöglinge. Die Letzteren waren eigentlich nur darum anwesend, damit überhaupt die Ersteren zur Kirche kommen konnten. Sie haben ihren eigenen Gottesdienst, der gesprächs=, unterredungsweise abgehalten wird. Dennoch sind unter ihnen einzelne, die aus der Predigt zuweilen etwas mitnehmen. Aber wenn das auch nicht wäre, möchte ich doch diese bei uns übliche Weise nicht aufgeben." „Ich begreife Sie," sagte Johanna, „Sie halten es für wichtig, daß die Nahrung, welche die hiesigen Arbeiter aus Gottes Wort empfangen, speziell ihren Bedürfnissen angepaßt

werde.“ „Recht so!“ erwiederte der Pastor. „Wenn irgend welche Arbeiter im Reiche Gottes es nöthig haben, aus dem Worte Gottes das rechte Licht über ihre Arbeit und die rechte Kraft zu derselben zu empfangen, so sind es die an den Aermsten unter den Armen. Aber sie haben, um diese Zuflüsse in Wirklichkeit zu empfangen, nöthig, daß der Anschluß ihrer inneren Canäle an jenes Reservoir der geistigen Schätze recht beschafft werde. Es kommen die Abflüsse aus Gottes Wort nicht von selbst an den rechten Ort. Nathan mußte erst durch sein: ‚Du bist der Mann!‘ den Segen des erzählten Gleichnisses dahin bringen, wo aus ihm der Psalm: ‚An Dir allein habe ich gesündigt!‘ hervorging. Ohne diesen Aufschluß und Anschluß drohte das Lebenswasser sich in einen Sumpf zu verlieren. Es ist für tausend und aber tausend Leute unendlich schwer, die allgemeinen Heilswahrheiten und -Lehren für die eignen speziellen Bedürfnisse zu verwerthen. Und doch kommt es hierauf vor allen Dingen an. Daß die Predigtstunden dadurch nicht zu dienstlichen Instructionsstunden werden, das verhindert eben das göttliche Wort und das Evangelium, das in ihm neben dem Gesetz vorhanden ist. Ist die Liebe die Grundbedingung der hiesigen Arbeit, so führt die Predigt an den Born dieser Liebe und das gottesdienstliche Gebet bringt ihn in Fluß. Dafür kann keine amtliche Instructionsstunde Ersatz bieten.“ „Ist Ihnen aber,“ fragte Johanna, „nicht schon entgegengehalten, daß solche Gottesdienste das Bewußtsein der Gemeindeangehörigkeit abschwächen?“ „Liebes Fräulein,“ entgegnete der Pastor, „dieser Einwurf kommt nicht aus Ihnen heraus. Ich höre aus ihm den alten Pastor von Clausenburg heraus. Der verstand unter Gemeinde auch nur die Gemeinde von Clausenburg. Unsere Anstaltscolonie ist aus Insassen aller Länder zusammengesetzt. Diese sind hier zu einer eigenen Gemeinde zusammengefügt. Wenn bei uns von Gemeindeangehörigkeit des Einzelnen

die Rede ist, so denken wir an sein Verhältniß zu dieser Gemeinde. Die Parochie der Landeskirche, in welcher räumlich diese Anstaltsgemeine liegt, geht sie natürlich nichts an. Soll etwas Glied dieser Parochie sein, so kann es nicht das einzelne Glied unserer Gemeinde, sondern nur die Gemeinde als Ganzes sein. Bei der Gemeindeangehörigkeit aber unserer Elendsgemeinde denken wir daran, daß sie ein Glied sei der großen evangelischen Gemeinde. Mit dieser halten wir Gottesdienstordnung, Bekenntniß und Lehre in Einklang. So begegnen wir der Sectirerei und der kirchlichen Sonderbündelei." „Aber," meinte Johanna, „wenn nun Jemand zu anderen Gottesdiensten sich halten wollte, würde es ihm verwehrt werden?" „An dienstfreien Tagen gewiß nicht," antwortete der Pastor. „Würde er aber sich ganz vom Gottesdienste ausschließen, so würde er gefragt werden, ob er der Förderung und Stärkung aus Gottes Wort entrathen könne. Sagte er Ja, so hätte er sich ja damit zu einem anderen Geiste als dem, der unser Anstaltsleben durchdringt, bekannt. Sagte er Nein, fügte aber hinzu, daß er das Wort Gottes nur in der Weise dieser oder jener Secte gebrauchen könne, so hätte er sich gleichfalls zu einem andern Geiste, als dem, der bei uns maßgebend ist, bekannt. In beiden Fällen würde er nicht bei uns fortarbeiten können. Wir sind nichts weniger als exclusiv. Aber als Triebfeder erwarten wir bei allen unsern Arbeitern das apostolische Losungswort: ‚Die Liebe Christi treibet uns also!' Diese Liebe, als die versöhnende und heiligende Kraft zu predigen, halte ich für die Aufgabe meiner Predigt und die Fürbitte, daß ich es stets mit freudigem Aufthun meines Mundes, mit Weisheit und Kraft thun möge, für den besten ‚Liebesdienst meiner Gemeinde.'" „O, lieber Herr Pastor," fiel Johanna ein, „welch seligen Beruf haben Sie!" „Ja," entgegnete der Gepriesene, „den habe ich auch. Meine Gemeinde bilden ja eigentlich die Elenden, die

hier sind. Wenn aber andere Pastoren klagen, daß es ihnen an Gemeindehelfern fehle, so darf ich diese Klage nicht erheben. Denn jeder Angestellter ist mein Gemeindehelfer. Ich habe das Brod zu segnen; die Gemeindehelfer thun, was die Jünger bei den viertausend, die wunderbar gespeist wurden, mit den gesegneten Broden thaten. Mag es nun auch Einzelne geben, denen diese Arbeit nicht genügt, die da glauben, selbst erst Brod backen zu müssen, um es den Pflegebefohlenen zu geben: so sind es doch nur Einzelne. Diese Einzelnen haben aber auch wieder ihren Beruf. Sie erhalten den Prediger in der Demuth und veranlassen ihn zur Selbstprüfung und steter Beugung vor dem Herrn." — Johanna reichte dem Pastor die Hand. Ihre Freundin wußte zwar noch nichts von der Wahl, in der sie lebte; wir aber werden schon aus der Aeußerung, die sie einmal auf dem Heimwege fallen ließ, einen Schluß ziehen. Sie sagte unter Anderem: „O, Elisabeth, gedrungen von der Liebe Christi an den Armen und Elenden arbeiten und, wenn die Arbeit auch eine schwere ist, immer wieder durch die Kraft des göttlichen Wortes gestützt werden, — das ist doch ein gar köstlicher Beruf!"

IV.

Ein Besuch in Marienthal.

Es war ein günstiger Umstand, daß der Director bei seinem neulichen Aufenthalt in des Justizraths Hause Johanna eingeladen hatte, auf einige Tage nach Marienthal zu kommen. Er hatte hierbei seine Tochter im Auge, der er gern den öfteren Besuch von jungen Mädchen ihres Alters gönnte. Sie stand so allein, sie war auch vielfach für Anstaltsarbeiten in Anspruch genommen, so daß derartige Besuche ihr nur zur Anregung und

Erfrischung dienen konnten. Johanna's Eltern ahnten noch nicht, daß, als sie von der Ausführung des Besuches zu reden anfing, ganz andere Motive vorhanden waren, als die Erfüllung des Wunsches, den der Director ausgesprochen hatte. Sie wären vielleicht weniger schnell mit der Bewilligung des Urlaubs bei der Hand gewesen. Aber nun geschah es schon wenige Tage nach dem Gottesdienste, von dem wir eben gehört haben, daß Johanna das kleine Fremdenzimmer im Directors-Hause bezog. Sie war bald mit Mathilde — so hieß die Tochter des Hauses — befreundet; denn sie fand in derselben bald eine mitten in den Anstalts-Interessen mit ganzem Herzen sich bewegende Jungfrau. Ihre Aufgabe war freilich nur, der Mutter zu helfen, die mit den Garderoben-Angelegenheiten zu thun hatte. Aber Mathilde wußte diese rein äußerliche Aufgabe so zu lösen, daß sie durch den Verkehr mit vielen Anstaltspersönlichkeiten auch auf den Sinn derselben einwirkte. So war sie im Stande, Johanna in manche inneren Verhältnisse der Anstalt einzuweihen. Johanna aber war doch wieder ein Mädchen, das schon gelernt hatte, mit eigenen Augen zu sehen und sich keiner fremden Brillen zu bedienen. Darum benutzte sie die ihr gegebene Erlaubniß, in allen Abtheilungen, wo es schicklich war, frei zu verkehren. So war sie denn den ganzen Tag über bald hier, bald dort; und die Frau des Directors pflegte wohl zu sagen: „Wir merken ja garnicht, daß wir einen Gast im Hause haben.“ Das war in ihrem Munde ein Lob; denn sie mußte es oftmals erleben, daß Freunde und Bekannte sich einfanden, die nicht blos für ihre Arbeit ihr störend waren, sondern auch nicht das mindeste Interesse für dieselbe und für die Marienthaler Welt an den Tag legten. Johanna war das gerade Gegentheil. In den Arbeitsstunden war sie der Mutter und ihrer Tochter nicht lästig; und in den Zeiten der Erfahrung, da brachte ihr klarer Kopf und ihr warmes Herz aus den Tages-

erlebnissen immer neuen Stoff für die Unterhaltung, so daß selbst der Director sagte: „Eine bessere Inspection hätte heute garnicht geübt werden können, als unser lieber jugendlicher Gast sie übte.“ Hören wir denn einmal, was Johanna sah und wie sie urtheilte. Nimmer hätte sie sich gedacht, solche Verschiedenheiten unter den Gliedern der kleinen Elends-Colonie zu finden. Und doch waren es nur der weibliche Theil derselben und von dem männlichen die kleineren Pfleglinge, die noch weiblicher Aufsicht anvertraut waren, unter denen sie verkehrte. Kleine hülflose Wesen, die nur mit freundlichem Auge zu reden vermochten, da ihnen die gewöhnliche Gabe der Rede versagt war; daneben wieder redselige, deren Rede aber nur in sinnlosem Geschwätz bestand. Mädchen, die sich munter herumtummelten; andere, die an's Lager, an den Stuhl gefesselt waren; in Thätigkeit begriffene, — und in wie verschiedener Thätigkeit! — während andere im Sande des Gartens kauerten, ohne für ein Spiel, eine Beschäftigung gewonnen werden zu können. Schülerinnen, die nur graduell von den Besucherinnen der Volksschule sich zu unterscheiden schienen, und andere, bei denen die Schule als erfolglos ihre Arbeit hatte einstellen müssen. Sie kam in Abtheilungen, wo sich die ganze Thätigkeit der Pflegerin in körperlichen Hülfleistungen zu erschöpfen schien, während wieder andere Gruppen in dieser Hinsicht keine Hülfe beanspruchten, dagegen der geistigen Anregung, der Anleitung zu nützlicher Beschäftigung bedurften. So merkte Johanna bald, daß der Beruf der einzelnen Pflegerinnen sich auch sehr verschiedenartig gestaltete. Die eine Gruppe, wo es galt, kleinere Pfleglinge, die zum Gehen nicht befähigt waren, oftmals zu heben und zu tragen, forderte eine robuste Persönlichkeit. Die andere konnte zwar auch der größeren Körperkraft bei der Pflege nicht entbehren, erheischte aber ein Maß von Zartheit, wie die erste sie weniger forderte. An einer dritten Stelle kam

es vorzugsweise auf eine gewisse geistige Elasticität an, an einer vierten auf die Tüchtigkeit, zu Handarbeiten anzuleiten. Wenn Johanna nun die verschiedenen Abtheilungen ansah, so merkte sie wohl, daß dieselben gebildet waren, mit Rücksicht auf gewisse Gleichartigkeiten und daß nach diesen Hauptbedürfnissen auch die Wahl der betreffenden Pflegerinnen stattgefunden hatte. Aber bei allen Aehnlichkeiten, welche die Zöglinge der einzelnen Abtheilungen hatten, waren doch wieder so viele Schattirungen und Nüancen, so viele Abweichungen von einander, daß Johanna zweifelte, ob durch die nach dem sogenannten Hauptbedürfniß gewählte Pflegerin wirklich allen Kindern ihr Recht geschehe. Die Eine hatte vollauf zu thun, um den Reinlichkeitsbedürfnissen ihr Recht widerfahren zu lassen, so konnte sie sich um Diejenigen, die augenblicklich in dieser Hinsicht ihrer Hülfe nicht bedurften, nicht annehmen. Und wo sie es hätte thun können, da that sie es nicht; vielleicht weil sie der Ruhe bedurfte, vielleicht weil sie es nicht verstand, sich mit den Kleinen zu befassen. Sie hatte den Strickstrumpf oder ein Buch in der Hand. Ein anderes Mal fand Johanna kleine Mädchen, die der Lehrer aus der Schule fortgeschickt hatte, weil gegenwärtig ihre epileptischen Anfälle häufiger als sonst vorkamen und so seinen Unterricht störten. Sie sah sie unbeschäftigt in der Abtheilung sitzen — und improvisirte einen kleinen Unterrichts-Cursus, indem sie aus der benachbarten Abtheilung zwei kleine Leidensgenossen herbeiholte. Johanna mußte sich aber dabei sagen, daß dies der Abtheilungs-Pflegerin nicht möglich sein werde. Dem fremden Fräulein gestattete die Pflegerin es, daß sie von ihren Pflegebefohlenen herübernahm; fraglich aber war es doch, ob es der gewöhnlichen Mitarbeiterin gestattet wäre. Und doch, meinte Johanna, kann es einen Zustand geben, in dem solche Dinge nicht als Uebergriffe erscheinen. Am Abend nämlich brachte sie das von ihr Gewagte im häuslichen Kreise

der Directors-Familie zur Sprache. Die Ansichten, die sie entwickelte, waren folgende: „So viel ich bemerkt habe, sind die Pflegerinnen ihren Abtheilungen angepaßt. Wo es besonders der mit Kraft verbundenen Handreichungen bedarf, da habe ich solche Personen gefunden, denen man es ansehen konnte, daß sie solcher Arbeit gewachsen seien. Aber ich meine, daß auch minder kräftige diese Arbeit bewältigen können, wenn ihnen etwa eine Hülfe zur Besorgung der körperlichen Dienstleistungen gegeben würde. Diese Hülfe könnte eine untergeordnete sein, oder die Abtheilung könnte zwei Pflegerinnen haben, deren eine mehr mit der leiblichen Pflege sich befaßt, während die andere die geistigen Interessen wahrnimmt.“ Hier wurde sie vom Director unterbrochen: „Die Gleichstellung sowohl wie die Unter- und Ueberordnung würde bald zu allerlei Mißverhältnissen führen; Sie müssen nämlich, liebe Johanna, bedenken, auf welcher Bildungsstufe unsere Arbeiterinnen stehen. Eine Angestellte dürfen wir einer Angestellten gleichen Ranges nicht unterordnen. Etwas Anderes ist es, wenn wir ihr ein großes qualificirtes Mädchen, das Zögling ist, zur Hülfe für die niederen Handreichungen geben. Und Sie werden bemerkt haben, daß in vielen Abtheilungen diese Ordnung auch getroffen ist.“ Was der Director von dem gewöhnlichen Bildungsgrade gesagt hatte, gab Johanna nun zu einigen Bemerkungen Veranlassung. „An sich,“ meinte sie, „finde ich darin keinen Uebelstand, wenn Mädchen, die früher dem Dienstbotenstande angehörten oder sich von Handarbeiten nährten, in den Beruf der Pflege und Anstalts-Arbeit eintreten. Es giebt auch in diesen Ständen ein nicht zu unterschätzendes, für das Reich Gottes verwendbares Capital. Aber für einen Uebelstand halte ich es, wenn nur solche Kräfte zur Verwendung kommen. Der Uebelstand wird dadurch nicht gehoben, wenn ihnen Solche aus höherer Bildungssphäre übergeordnet werden. Durch eine Oberin mit

höherer Bildung werden die Einseitigkeiten nicht beseitigt und ausgeglichen, wenn die Untergeordneten alle auf gleich niedrigem Niveau stehen." „Sie denken sich also," sagte der Director, „es sollen auch Mädchen gebildeten Standes in den Beruf der Pflegerinnen eintreten. Aber bedenken Sie auch, welche Opfer dieselben damit bringen müßten? Und gesetzt, ihr inneres christliches Leben befähigte sie dazu: wird nicht die verschiedene Bildung immer eine Kluft bleiben, welche die Beeinflussung hindert?" — „Wenn die Gebildete," sagte Johanna, „immer ihre Bildung in's Vordertreffen führt, dann wird sie gewiß zu keinem Siege gelangen. Aber der Christ soll seinem Heiland folgen, und wie dieser seine Gottheit selbst verhüllte, um auf die Menschheit erlösend einzuwirken, so sollte doch wohl sein Nachfolger im Stande sein, seine Bildung zu verhüllen, um in seines Herrn Arbeit gesegnet zu wirken. Die Verhüllung ist keine Ablegung. Das gläubige Auge eines Petrus sah durch die Hülle hindurch den Sohn Gottes. So wird die Bildung, die nicht herausgekehrt wird, gemerkt, geahnt und empfunden werden — dann aber ohne jene Nachtheile, welche Sie fürchten." „O, liebe Johanna," sagte der Director, „ich zweifle keinen Augenblick daran, daß für den Gebildeten die Möglichkeit vorhanden ist, seine Bildung zu Gunsten von weniger Gebildeten so zu verwerthen, daß sie sich neidlos von ihm beeinflussen lassen. Je mehr von Herzensbildung auf beiden Seiten vorhanden ist — denn diese kann sich auch bei sogenannten Ungebildeten finden — desto mehr wird diese das Ueben und das Aufnehmen solchen Einflusses vermitteln. Aber schwer bleibt immer das gemeinsame Wirken bei verschiedener Bildungsstufe. Leicht ist es nicht, sich in die ganz anderen Weltanschauungen, Sittlichkeits-, ja selbst Religionsbegriffe und in die davon ausgehende Lebensgestaltung hineinzufinden, die bei den niedrigeren Bildungsgraden sich finden. Ja, auch das ist nicht leicht, sich

gewisser Gewöhnungen zu entschlagen, in die wir durch die höhere Bildung hineingekommen sind, wenn sie auch nicht immer ihrem Wesen nach mit ihr nothwendig zusammenhängen." — „Lieber Herr Director," erwiederte Johanna, „hat denn der Christ den Beruf, nur das Leichte, nur das zu wählen, was er ohne Selbstverleugnung fertig bringen kann?" — Johanna sprach mit solcher Wärme und Festigkeit, daß der Director sich nicht der Aeußerung erwehren konnte: „Sie scheinen pro domo zu sprechen. Entschuldigen Sie, daß ich mich einer Dame gegenüber dieses gelehrten Ausdrucks bediene. Ich wollte sagen, Sie erscheinen mir, als ob Sie nicht über ein allgemeines Thema redeten, sondern als die Vertheidigerin des eignen Ich und des eignen Heim, als eine, die ihre Position schützen will." — Jetzt war Johanna der Mund geöffnet. „Sie urtheilen recht," erwiederte sie. Ich kämpfe allerdings für meine Position, d. h. für eine, die ich zwar noch nicht inne habe, die aber mein größtes Glück wäre, wenn ich sie einmal hätte." „Wie?" sagte der Director, „Sie möchten unter den armen Kindern einer Idioten-Anstalt arbeiten?" „Und zwar als Pflegerin," setzte Johanna hinzu. Gegen diesen Zusatz protestirten sofort Mathilde sowohl als ihre Mutter. Man malte ihr die Einflüsse aus, die sie in der Schule und im Kindergarten ausüben könnte; man wollte sie für irgend eine leitende Stellung gewinnen. Aber Johanna betonte, wenn sie sich der Arbeit widmen dürfte, so wolle sie in eine directe Verbindung mit den Hauptpersonen der Anstalt, um deretwillen doch Alles und Alle da seien, und zwar in keine vorübergehende, sporadische, sie wolle leben mit den Kindern; sie wolle sich als ein Glied gerade derjenigen Arbeitergemeinschaft wissen, die den Kindern die nächststehende sei. Die Angehörigen dieser sollten ihre Specialcolleginnen sein. Nicht als eine über ihnen Stehende wolle sie dieselben zu sich heraufziehen; sondern unter ihnen befindlich wolle sie durch

Tragen und Getragenwerden den Erwerb ihres bisherigen Lebens für diese ihre Mitarbeiterinnen und so zum Segen der gemeinsamen Arbeit verwenden, so anders der Herr seinen Segen dazu gebe. Mochte die Frau Directorin geneigt sein, in Johanna eine Idealistin zu wittern; Mathilde that es nicht; der Director noch weniger. Der Letztere gab nur den Rath, die Sache noch erst reiflich vor dem Herrn zu überlegen und vor allen Dingen nicht zu vergessen, daß der Eltern Segen den Kindern Häuser baue. Nachdem Johanna sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, durchblätterte der Director einige neu eingegangene Broschüren und Zeitschriften. Dabei fiel ihm eine kürzlich gehaltene Festrede in die Hand, deren Schluß er sich nicht enthalten konnte, den Seinigen vorzulesen, weil sie so eng mit dem heute Erlebten in Verbindung stand. Die Rede schloß, wie folgt: „Blicken wir endlich auf die Jünglinge und Jungfrauen, die sich dem freien Liebesdienst an den Verwahrlosten, Verirrten, Armen, Kranken, Idioten, entlassenen Gefangenen und sonstigen Elenden widmen, was waren sie, ehe sie in diesen Dienst eintraten? Mit wenigen Ausnahmen kamen sie aus der dienenden Klasse, aus der Zahl derer, die in den Werkstätten und auf dem Acker arbeiten. Eine seltene Erscheinung ist der Jüngling, der sich eine Gymnasial- oder gar akademische Bildung erwarb, die Jungfrau, die um Broderwerbes willen das Haus nicht zu verlassen brauchte. Wie kommt das? Ist etwa in unserm Mittelstande das Evangelium mächtiger geworden als in den sogenannten höheren Kreisen? Das können wir, wenigstens im Blick auf unsere Großstädte — nicht sagen, wenn wir z. B. die Zahl der Kirchgänger in's Auge fassen. Der Prozentsatz der Kirchgänger und Derer, welche durch Liebesgaben die Werke der inneren Mission fördern, ist unstreitig auf den oberen Culturstufen ein größerer als auf den niederen; dagegen ist es mit diesem Prozentsatz umgekehrt, wenn wir auf die Arbeiter der

verschiedenen Missionsfelder blicken; unter denen, die aus dem Handwerk und Dienst kamen, stehen vereinzelt die aus den sogenannten liberalen Berufen oder höheren Ständen. Woher das? Wir irren gewiß nicht, wenn wir sagen, daß hier das Wort von dem Kameele gilt, das durch das Nadelöhr gehen soll. Dem Schneider, dem Schuhmacher dient das zur Erleichterung, den Helferdienst in der geistlichen Liebesarbeit zu wählen, da eben dieser Dienst in den Augen Vieler mehr als sein Handwerk gilt. Mancher wählt ja gerade, um mehr sein, mehr gelten zu wollen, diesen Beruf. Wir sind weit entfernt, bei Allen, die ihre Stellung als Gesell, Knecht oder Magd, Handarbeiterin u. dgl. quittirten, um in der inneren Mission thätig zu sein, auf diesen unlauteren Grund zurückzuführen. Jedenfalls aber haben diese Alle in socialer Hinsicht eine ganz andere Stellung zu dem Anstalts- oder Missionsberuf, als die Angehörigen der höheren Stände. Den Letzteren muß es nahe liegen, die Wahl jenes Berufs als ein Herabsteigen zu betrachten. Dazu ist er meistentheils so geartet, daß sie auf tausend und aber tausend Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, unter denen sie aufgewachsen waren, Verzicht leisten müssen. Daß es ihnen ungleich schwerer werden muß, dem Herrn an seinen Armen zu dienen, das liegt in der Natur der Sache. Das sollte billig von Keinem unbedacht bleiben. Darum sollte man sich billig doppelt eines jeden Arbeiters freuen, der aus den Kreisen gewonnen wird, wo der Reichthum an Geld oder Wissenschaft zu Hause ist. Man sollte auch nie verlangen, daß diese Kreise ein der Zahl nach gleiches Contingent von Gottesreichsarbeitern stellen. Aber das dürfen wir wohl verlangen, daß das numerische Mißverhältniß sich immer mehr ausgleiche. In dem Verhältniß, wie das Handwerk und der Dienst sich an dem Werk, die Armen und Kranken zu pflegen, die Elenden aufzusuchen, in Liebes-Anstalten dem Herrn zu dienen, sich betheiligen, habt

Ihr bis jetzt Euch noch nicht betheiligt, Ihr, die Ihr Euch einer sogenannten höheren Bildung rühmt. Oder sollen Eure Gaben in Silber und Gold die Abfindungssumme sein für den Einsatz der Persönlichkeit? Wir rufen Euch, Ihr Jungfrauen, die Ihr ohne einen Beruf am häuslichen Herde sitzet, zu: ‚Der Arbeiter sind wenig!‘ Meint Ihr, daß Euer Gebet um Arbeiter etwas nützen könne, wenn Ihr selbst der Arbeit Euch entzieht? Ebenso wenig wie das Beten: ‚Führe uns nicht in Versuchung“ Dem, der sich selbst in Versuchung begiebt. Wollt Ihr, Jünglinge und Jungfrauen, Euch an dem Gebet, daß der Herr Arbeiter in Seine Ernte sende, betheiligen: Ihr könnt es nur, wenn Ihr selbst Euch erst senden lasset; wenn Ihr, die Ihr noch müssig am Markte stehet, bei den Arbeitern, die der Herr senden soll, zuerst an Euch selber denkt. Ist Eure Bildung Euch ein Hinderniß, dem Herrn an seiner Reichsarbeit zu dienen, so ist sie eine heidnische. Wenn sie eine christliche ist, so gehört sie dem Herrn, wie Euer Geld und Gut; und da gilt es, sie auf den Altar des Herrn zu legen. ‚Reiniget Euch, die Ihr des Herrn Geräthe traget‘ (Jes. 52, 11) und sprechet: ‚Hier sind wir; sende uns, wir sind bereit!‘ Gott helfe Euch zu diesem Entschlusse, von dem Ihr selbst den größten Segen davontragt!“

V.

Das neue Komité-Mitglied.

Johanna war schon einige Wochen von dem Besuch in Marienthal in's Elternhaus zurückgekehrt; sie war immer deutlicher mit ihrem Wunsche, sich dem Dienst der armen Blöden widmen zu können, hervorgetreten; aber sie war noch immer nicht in den Besitz des Jaworts ihrer Eltern gekommen; da trug sich etwas zu, wodurch sie in ihrem Entschlusse noch mehr befestigt und die Entscheidung herbeigeführt werden sollte.

Die Oberleitung Marienthals lag in den Händen eines Komités, das sich selbst ergänzte. Der Director hatte Sitz und Stimme in demselben und zwar eine sehr bedeutende. Ihm überließ man nämlich den Vorschlag für die Wahl neuer Komité-Mitglieder, sowie den für die Aufnahme von Zöglingen. Ebenso hatte man ihm für die innere Verwaltung die freieste Hand gegeben und was die Finanzen der Anstalt anlangte, so gestellt, daß die Sorge um dieselbe ihn in seinem Wirken nicht behinderte. Durch die Vorschläge des Directors war es allmählich dahin gekommen, daß das Komité aus lauter Männern bestand, die ein warmes Herz und ein klares Verständniß für die Idiotensache und das Wohl der Anstalt hatten. Jetzt war einer durch Versetzung in ein Amt, das ihn aus der Nähe Marienthals entfernte, aus dem Vorstand geschieden. Es handelte sich um eine Neuwahl. Der Justizrath war ein Mann, der durch sein Amt wenig in Anspruch genommen und als ein Mann bekannt war, der in der Verwaltung tüchtig und in der Theilnahme für Wohlthätigkeitsanstalten seines Gleichen suchte. Der Director zog zugleich Johanna in Betracht — und so war es denn ihr Vater, der Justizrath, den er zum Nachfolger des abgegangenen Komité-Mitgliedes den Wählenden vorschlug. Er wurde gewählt. „Das hat Dein Besuch in Marienthal mir angebraut!“ war das Erste, was Johanna aus ihres Vaters Munde hören mußte. Aber sie hörte aus der Stimme heraus, daß dies nichts weniger als ein Vorwurf sein sollte. Der Justizrath aber war ein zu gewissenhafter Mann, als daß er blindlings die Wahl hätte annehmen können. Er mußte erst die Arbeit in Marienthal kennen lernen. Und so folgte dem Besuche der Tochter jetzt der des Vaters. Der konnte aber und brauchte auch nicht sich so lang auszudehnen; denn es kam mehr als einmal vor, daß der Director sagte: „Das brauche ich Ihnen, Herr Justizrath, nicht weiter auseinander zu setzen, das

kann Ihre Johanna Ihnen ebenso gut sagen.“ Jedes solche Urtheil aber des Fachmannes machte den Justizrath für den Wunsch und das Streben seiner Tochter günstiger. Als er also zurückkam, fand Johanna in dem Vater nicht mehr den früheren Opponenten; sie hatte freilich auch von dem Besuche diese Wirkung erwartet. — Da kam nun für das neue Komité-Mitglied gleich die erste Arbeit. Der Director schickte ihm ein ganzes Bündel von Aufnahmegesuchen zu. Welche neue Welt that sich hier ihm auf! Die mehrfache Verweisung an Johanna hatte zur Folge, daß der Vater seine Tochter mit in diese ihm neue Welt einführte. Eines Abends sehen wir den Aktenstoß auf ihrem Zimmer. Wir setzen die hauptsächlichsten Fälle hierher, weil wir überzeugt sind, daß auch vielen unserer Leser sich hier eine neue Welt aufthut.

Die Erste, für die um Aufnahme gebeten wird, ist die sechsjährige Anna; sie ist sprachlos, schielt, mit abgemagerten und verschränkten Beinen sitzt sie da, theilnahmlos in Betreff dessen, was um sie vorgeht. Nach epileptischen Krämpfen, die sie in den ersten Lebensjahren hatte, verschwand die Sprache. Die Mutter ist es, welche um die Aufnahme bittet. Sie kann es nicht ansehen, wie ihr Mann, der ein Trunkenbold ist, im Rausche nach Hause kommend, seinen Ingrimm an dem vor der Ehe geborenen Kinde ausläßt. — Der zweite Fall ist: Martin, ein kleiner Knabe von sieben Jahren, den die Kindsmagd, während sie mit Anderen plauderte, vom Arme fallen ließ, wovon das damals zweijährige Kind eine Gehirnerschütterung davontrug. So entstand die Erblödung, die auch mit der Epilepsie sich steigerte. Der kleine Junge ist auch sprachlos; aber er ist aufgeregt; sein Gang ist unsicher; das sich immer wiederholende Fallen macht, daß der Kopf mit einem Fallhut geschützt werden muß. — Helene ist das achtjährige Kind einer Arbeiterfamilie. Sieben sind vor ihm, zwei nach ihm geboren, alle gesund, theilweise

nicht unbedeutend begabt. Die Mutter schreibt die Entstehung des unglücklichen Zustandes einem Schreck zu, den sie vor der Geburt dieses Kindes hatte. Die arme Helene muß getragen werden; sie sieht vielleicht, d. h., wenn sie auch Sehkraft hat, kann sie doch das Auge auf keinen Gegenstand fixiren. Der Kopf ist in steter unruhiger Bewegung; mit der Unfähigkeit zu reden, verbinden sich epileptische Krämpfe. Schmutzig ist sie bei Tage wie bei Nacht. — Lydia, neun Jahr alt, besuchte die Schule, war aber in derselben ein Hinderniß für alle Mitschülerinnen wie durch ihre unfreiwillige Grimassen, so durch die besondere Aufmerksamkeit, die der Lehrer ihr widmen mußte. Sie ist entschieden bildungsfähig, wie sowohl der Lehrer, der sie bisher unterrichtete, als auch der Arzt annehmen. Die Eltern sind in der unglücklichen Lage, daß sie zu viel besitzen, um von der Armenbehörde unterstützt werden zu können, und zu wenig, um das für eine Anstalt genügende Kostgeld aus eigenen Mitteln zu bestreiten. — Adolph ist siebzehn Jahre alt; er ist in der Großstadt aufgewachsen; ein Confirmationsschein weist nach, daß er für würdig befunden wurde, den reiferen Christen beigezählt zu werden, ein zwei Tage später ausgestellter Physikatsschein, daß er Idiot ist. Sein Schwachsinn hat sich auch bei den Lehrmeistern und Principälen, wohin man nach der Confirmation ihn gegeben, herausgestellt. In der Welt kann er nicht fortkommen. Jetzt handelt es sich darum, ob er nicht in der Beschäftigungs-Abtheilung der Idioten-Anstalt sein bescheidenes Plätzchen finden kann. — Aehnlich liegt der folgende Fall, nur daß bei Margarethe das Fortkommen in gewöhnlichen Dienstverhältnissen durch Epilepsie und Kleptomanie gehindert wird. Sie hat den Sammeltrieb, der auch das Werthloseste zusammenbringt. Auf den drei oder vier Stellen, wo man nach der Confirmation sie unterbrachte, verschwanden öfter Gegenstände, und so wurden Unannehmlichkeiten erzeugt, welche die Herr-

schaften und die Dienstgenossen sich nicht wollten gefallen lassen. — Dorothea ist ein lieblich aussehendes zwölfjähriges Mädchen. Sie ist durch Verwirrtheit gekennzeichnet. Ihre Reden gehen durcheinander und werden meistentheils papageienartig vorgebracht. Sie springt von einem Begriff zum andern. Aehnlich ist sie in ihren Bewegungen. Diese werden aber durch nichts so sehr, wie durch Musik, angeregt. Dann bewegt sich der Kopf, es rollen die Augen, Hände und Füße werden electrisirt. Sie hat selbst eine ganz gute Singstimme, ja man möchte sagen, musikalische Begabung. Auch zeigt sich bei ihr eine Anlage zum Nachtwandeln. — Nicolaus war früher ein aufgeweckter Junge mit munterem Blick, der gute Fortschritte in der Schule machte. In einem Pensionat wurde er durch Mitschüler zur Selbstbefleckung verleitet. Diese Untugend griff vernichtend in seine körperliche und geistige Entwicklung ein. Jetzt hat er einen starren, gläsernen Blick, sein ganzer Körper ist abgemagert und schlaff. Alle Willenskraft ist fort; sein Sprechen ist ein unverständliches Brummen. Geistiger Einfluß, um ihn von seiner Unart zurückzuhalten, ist nicht mehr möglich. — Cornelius ist ein Mikrocephale. Man sieht es ihm an, daß das nöthige Volumen des Gehirns nicht vorhanden sein kann. Er ist eine affenartige Erscheinung. Sein Bruder dagegen trägt auf dem schwachen Rumpfe einen Wasserkopf. Bei diesem findet sich ein Minimum von Intelligenz, die dem andern ganz abgeht. Für den Makrocephalen kann noch erziehlich gesorgt werden, während der Mikrocephale nur einen Gegenstand körperlicher Pflege bilden kann. Beide Kinder gehören gesunden, wohl situirten Eltern an. — Max ist ein achtjähriger, gefräßiger Knabe, der Alles, selbst die ekelhaftesten Dinge zu Munde führt, selbst die Pflaster verzehrt, die ihm auf wunde Stellen gelegt werden. Er bedarf der unausgesetzten Ueberwachung, die ihm das Haus nicht kann zu Theil werden lassen. — Rudolph wird von seinem

Lehrer zur Aufnahme dringend empfohlen, weil er eines Unterrichts bedarf, den die Volksschule ihm nicht gewähren kann. Er faßt auf, aber er ist nicht im Stande, so lange die Spannkraft zu erhalten, wie man es von normalen Kindern fordern muß. Die Idiotenschule kann und muß öftere Unterrichtspausen machen. Nur auf diesem Wege läßt sich Rudolphs geistige Anlage verwerthen. — Der letzte Fall war Werner. Er gehörte einer Familie an, die mehrere schwachsinnige und mehrere taubstumme Kinder hatte. Werner war beides. Er war mit seinen Geschwistern in die Taubstummen-Anstalt geschickt, aber diese hatte ihn als Idioten ausgeschlossen. Seine Eltern, die das Kostgeld aufzubringen vermochten, hatten bereits bei einer Idioten-Anstalt seine Aufnahme nachgesucht. Aber diese hatte sie, weil er taubstumm war, abgeschlagen. Jetzt wandten sie sich nach Marienthal, weil sie wußten, daß dort auch für die complicirten Fälle Hülfe zu finden sei und diese Anstalt sich auch der blinden und taubstummen Idioten annehme.

Ueber die Aufnahme dieser Fälle sollte der Justizrath entscheiden. Er war der Schwierigkeit seiner Aufgabe sich wohl bewußt. Hätte es sich blos um die Aufnahmebedürftigkeit gehandelt, so wäre sie schon da gewesen. Denn wer war mehr, wer weniger bedürftig? Hier war er aber bald fertig. Er sagte: Die Aufnahmebedürftigkeit ist bei Allen vorhanden. Aber nun die Möglichkeit. Er wußte zwar, daß gerade vierzehn in dem letzten Zeitraum abgegangen waren, aber paßten die vierzehn Angemeldeten gerade in die Lücken hinein? Wird nicht vielleicht durch diese Aufnahmen die Bildung neuer Abtheilungen nöthig? Wird nicht Dieser oder Jener doch abgewiesen werden müssen, weil die Gruppe, wohin er gehören würde, schon überfüllt ist? Es ließen sich wohl vierzehn aufnehmen: aber gerade diese vierzehn? Da blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als den Director zu bitten, daß er doch einmal herüberkommen und ihm

seinen Rath ertheilen möchte. Aber wie wird diese Berathung ausfallen? sagte er sich wieder, denn der Director hatte bereits alle vierzehn zur Aufnahme empfohlen. So müssen die vierzehn denn doch wohl in die Lücken hineinpassen; oder wie sollte der Director sich die Sache denken? — Johanna aber freute sich schon auf den Abend, wo diese Berathung vor sich gehen sollte, und wußte den Vater zu bewegen, daß dem geschäftlichen Zusammenkommen auch ein familiäres Gepräge durch eine für Mathilde bestimmte Einladung gegeben würde.

VI.

Die Conferenz.

Ehe die Herren zum Conferiren auf's Zimmer gingen, saßen schon Mathilde und Johanna in der Laube im eifrigsten Gespräch über Marienthal. Mathilde mußte Auskunft geben über die einzelnen Zöglinge, nach denen Johanna sich erkundigte, mußte über ihre eigene Arbeit berichten und die kleinsten Anstaltserlebnisse blieben nicht unberührt. Dagegen konnte nun Johanna wieder aufwarten mit dem, was sie aus der Beschreibung der neu angemeldeten Zöglinge wußte. Jene unglückliche Mutter, die um Aufnahme ihres kleinen gebrechlichen Kindes bat, weil der Mann, ein Trunkenbold, es oft am Abend mißhandle, war ein Bild, das sie ergreifend zeichnete. Sie meinte, es könne doch nichts seliger sein, als solchen Kummer von dem Mutterherzen nehmen, und welche Wonne, hernach die Dankbarkeit der Mutter zu sehen, wenn sie ihr gedeihlich sich entwickelndes Kind in der friedlichen Anstaltsluft besuche! „Auf solche Dankbarkeit," erwiederte Mathilde, „darfst Du nicht in allen Fällen rechnen. Die Besucher der Eltern sind oft eine recht üble Zugabe zum Anstaltsleben. Ich denke dabei nicht

an die Besuche derjenigen Eltern, die in der Ferne wohnen und vielleicht ein oder zwei Mal im Jahre sich nach ihrem Kinde umsehen. Aber die Eltern, die in der nahen Stadt leben, und von denen manche fast jeden Sonntag kommen, werden durch ihre Besuche oft zu einer großen Plage für die Anstalt. Sie sammeln sich unterwegs zu förmlichen Caravanen. Sind die geeigneten Leute darunter, so wird die Anstalt durchgehechelt. Der Eine weiß, daß die armen Kinder so viel geprügelt und so dürftig gespeist werden; der Andere nennt den Wärter, von dem er es wisse, oder einen abgegangenen Angestellten, der ihm das anvertraut habe; der Dritte weiß auch, wie es hinter den Coulissen in der Anstalt aussehe. So kommt nun der Neuling unter den Besuchern, der unter solche Caravane gerieth, gleich mit allerlei Argwohn an. Derselbe wird bestärkt sowohl wenn die Wärterin von dem Heimweh erzählt, das das Kind bisher gehabt habe, als auch, wenn das Kind von Heimweh nichts gewußt hat und nun der Mutter gegenüber, die es so herzlich durchküßt, die größte Gleichgültigkeit an den Tag legt. Das muß an der Anstalt liegen. Mein Vater ist jetzt dahin gekommen, daß er gemeiniglich am Sonntag Nachmitag, wo diese Besuche stattfinden, mit uns spazieren geht oder ausfährt. Als er dies nicht that, war der Sonntag Nachmittag die am meisten und am unangenehmsten mit Geschäften ausgefüllte Zeit. Da sollte er Auskunft ertheilen, Rede stehen, und ein Fall drängte den andern. Jetzt überläßt er die Controlle der Besuche den ersten Beamten, die ernstlichen Anläufen weniger ausgesetzt sind. Diese Controlle ist aber nicht blos wegen der Besucher nöthig, sondern auch wegen des Wartpersonals, denn unter diesen ist es nur Wenigen gegeben, mit rechter Weisheit und Vorsicht sich gegen die Gäste zu beweisen."

„Aber, liebe Mathilde," entgegnete Johanna, „Du zeichnest doch wohl etwas zu dunkel; denn mir sind doch auch schon viele

Stimmen zu Ohren gekommen, die von ihren Besuchen nur mit hoher Freude reden.“ „Gewiß!“ sagte Mathilde, „uns auch. Wir begegnen manchen Eltern, die beim Verkehr in der Anstalt unverhohlen sich über die günstige Entwicklung ihrer Kinder äußern. Manche tadeln auch in der Anstalt und loben draußen — aus einer gewissen Diplomatie, und dieselbe Diplomatie treibt Andere zum Gegentheil, daß sie nämlich außerhalb die Fehler verkündigen und innerhalb loben und rühmen. Der Vater ist darin glücklich angelegt; er geht unbeirrt durch solches Loben und Tadeln seinen Weg. Er hat auch schon Erfahrungen gemacht, daß Solche, die mit ihren Nörgeleien ihm viel zu schaffen machten, hernach zu ganz anderer Einsicht kamen. Vor zwei Jahren ereignete sich folgender Fall. Von einer Armen=behörde der Stadt wurde der Anstalt ein epileptisches, mit Veitstanz behaftetes, sprachloses und hochgradig idiotisches Kind überwiesen. Die Mutter, die es brachte, erschien in einem arm=seligen Zustande. Sie besuchte es, als es aufgenommen war, zu wiederholten Malen. Eines Tages kam sie in einem Wagen, um ohne Weiteres ihr Kind zu einem Besuche abzuholen. Sie war in Sammet und Seide gekleidet und trat gebieterisch auf. Ihr Vorhaben wurde vereitelt. Nach wenigen Wochen kam der Vater von einer kleinen Reise zurück. Der Inspektor, der ihn vertreten hatte, meldete, daß er jenes Kind auf Veranlassung der Behörde habe entlassen müssen. Gleichzeitig war der Vater der Gegenstand gemeiner Anzapfungen in einem Schmutzblatte geworden. Das Kind war als ein in der Anstalt verkommenes gezeichnet; der Director wurde als ein nachlässiger, mit allerlei niedrigen Eigenschaften versehener Mann konterfeit. Das Komité wollte für ihn auftreten; er verhinderte es; ruhig ließ er alle Verdächtigungen über sich ergehen. Die Mutter setzte nun ihr Kind auf die Straße, um die Barmherzigkeit kirre zu machen. Sie verfehlte ihren Zweck nicht. Mitleidige Seelen

betrachteten das arme Wesen, wenn sie hörten, das sei das in Marienthal gewesene Kind, von dem die Blätter geschrieben, so wurden sie entrüstet. Die Mutter aber säckelte manche Gabe ein. Aber das ging doch eben nur eine Zeit lang. Da legte sich die Behörde in's Mittel. Das Kind muß von der Straße fort, es muß in eine Anstalt. Marienthal, meinte man aber, wird es nicht wieder aufnehmen. Die Behörde wandte sich an meinen Vater und fragte um Rath, wohin das arme Geschöpf in dem Falle, wenn Marienthal ihm seine Thüren verschließe, zu bringen sei. ‚Marienthal verschließt keinem solchen Elenden die Thür,' war die Antwort des Vaters; ‚aber dieser kann natürlich nur unter gewissen Bedingungen aufgenommen werden.' Diese Bedingungen waren, daß die Mutter des Kindes sich als der Verleumdung schuldig bekenne und sich jeder ferneren Störung der Pflege enthalte. Ein Bekenntniß in öffentlichen Blättern beanspruchte der Vater nicht, aber ein solches vor der Behörde. Und siehe, in wenigen Tagen war es abgelegt — und wurde vor dem Vater reumüthig wiederholt. Und noch mehr! Wenige Monate nach der Wiederaufnahme des Kindes kam die Mutter bei der Behörde darum ein, daß der Mann, dem ihr armes Kind jetzt wieder anvertraut war, zum Vormund auch ihrer gesunden Kinder von der Obrigkeit bestellt werde." — „Das war doch ein Sieg des stillen Tragens!" fiel Johanna ein. „Und solche," erwiederte Mathilde, „sind in Marienthal schon mehrere errungen, und diese Erfahrung verleiht dem Vater in dunklen Zeitläuften auch immer neuen Muth." Wir lassen die beiden jungen Mädchen sich einstweilen weiter unterhalten und begeben uns in das Arbeitszimmer des Justizraths, wo die Conferenz zwischen diesem und dem Director bereits in bestem Flusse war. Die vierzehn Fälle waren bereits einzeln besprochen; der Director hatte für die Abweisung keines einzigen plaidirt. Er hatte auch hervorgehoben, daß diese vierzehn in die Lücken

nicht hineinpaßten, die durch den Abgang anderer vierzehn entstanden waren. „Aber wie wird dann die Aufnahme Aller möglich?“ war gerade die Frage, die uns beim Eintritt entgegentönt. Der Director erwiederte: „Ich kann es mir denken, daß Sie, lieber Herr Justizrath, hier vor einem Berge stehen, der Ihnen unübersteigbar erscheint. Sie haben bisher nur staatliche Wohlthätigkeits-Anstalten verwaltet. Da hat man nur mit festen Formen zu thun. Die Behälter werden erst geschaffen, dann denkt man an die Füllung derselben. Einrichtungen für so und so viel Zöglinge werden getroffen. Dann richtet man sich mit den Aufnahmen nach den Einrichtungen. Uebersteigt die Zahl der ersteren die der letzteren, so erklärt man die Aufnahme für geschlossen. Man weist ab, man vertröstet auf die Zukunft. Bei den staatlichen Einrichtungen ist einmal Alles crystallisirt. Die Anstalten der freien Liebesthätigkeit befinden sich dagegen in fortschreitender Entwicklung. Sie bequemen sich fort und fort dem Bedürfniß an. Ruhe, Stillstand, Abschließung giebt es nicht, so lange die Noth drängt. Geholfen muß werden, wenn auch nicht immer in der bisher gewohnten Weise sich die Hülfe bethätigen kann. Mag sein, daß die neue Hülfe bisweilen eine mangelhaftere ist; sie kann aber auch eine bessere sein. Durch vermehrte Bedürfnisse werden oft neue zuträglichere Hülfen angebahnt. Es will mir scheinen, als ob wir jetzt zu einer solchen, durch die Fülle von diesmaligen Anmeldungen sollen gedrängt werden.“ „Lassen Sie hören,“ lieber Director, fiel der Justizrath ein, „sie scheinen schon etwas in petto zu haben.“ „Das habe ich auch in der That,“ lautete die Antwort. „Wir haben eine kleine Abtheilung, die füglich in eine andere mit aufgehen kann. Diese lösen wir auf. Dafür schaffen wir ein Neues. Meinen Sie nun nicht, daß ich für diese das ganze neue Contingent substituiren will. In demselben befinden sich mehrere Kinder, die ohne Weiteres bestimmten Abtheilungen

einrangirt werden können. Dann bleibt aber ein Rest übrig, vor dem ich mit der gleichen Unsicherheit stehe, wie vor Vielen, die uns zugeführt werden. Bisher wurde jedes Kind nach dem ersten, doch immer flüchtigen und sehr wenig zuverlässigen Eindruck derjenigen Gruppe eingefügt, in welche es am meisten hineinzupassen schien. Nicht selten mußte es bald wieder herausgenommen und anderswohin übergesiedelt werden. Eine Versuchs- und Probestation für die Eintretenden fehlte uns bisher, und sie ist so überaus nothwendig. Was meinen Sie, wenn wir eine solche für die eingehende Abtheilung eintreten ließen?" „Vortrefflich," erwiederte der Justizrath. „Wohl," sagte der Director, „aber wir sind so bald nicht am Ziel. Die aufgelöste Abtheilung giebt uns wohl den erforderlichen Raum, nicht aber die nöthige Pflegekraft." „Ich meine doch auch," fiel der Justizrath ein. „Denn wir gewinnen ja auch die Pflegerin, welche durch die Auflösung ihrer Gruppe disponibel wird." „Das ist zwar wahr," entgegnete der Director," sie kann wohl auf der Versuchs-Station mitverwendet werden; aber eine Pflegerin der gewöhnlichen Art genügt für die Leitung dieser nicht. Hier handelt es sich um eine ganz besondere Beobachtungsgabe; diese Pflegerin muß etwas herauszulocken vermögen; sie muß pflegen, aber auch geistig anzuregen verstehen. Ihre Aufgabe ist es, herauszubringen, wie in dem einzelnen Fall leiblich und geistig zu helfen sei. Sie muß im Stande sein, über die einzelnen Vorkommnisse, die zur Beurtheilung einen Anhalt geben, zu berichten, damit das Kind, wenn es durch ihre Abtheilung gegangen ist, diejenige finde, dahin es gehört. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch ein besonderes Maß von Selbstverleugnung dazu gehört, dieser Abtheilung vorzustehen. Denn wenn man eben ein Kind an sich gewöhnt und sich an dasselbe attachirt hat, so schlägt schon wieder die Stunde der Trennung. Und nur, wenn eine gewisse Ueberlegenheit über die anderen Pflege-

kräfte sich geltend macht, wird es möglich, auch nach dem Verlassen der Probe-Station mit den Kindern noch in derjenigen Verbindung zu bleiben, die das gewonnene Interesse wünschen läßt. Herzensbildung und geistige Begabung sind für diese neue Gruppe, wenn sie für die Anstalt bedeutungsvoll werden soll, ganz wesentliche Erfordernisse." „Das sehe ich völlig ein," sagte der Justizrath; „ich hätte aber nie gedacht, daß eine Idioten-Anstalt Kräfte gebrauchen könnte und haben müßte, die auf einem höheren Niveau als dem ihrer gewöhnlichen Arbeiterinnen stehen." „Die kleinere Anstalt," fuhr der Director fort, „mag mit dem gewöhnlichen Niveau auskommen; aber die größere nicht. Wir stehen jetzt vor einem Falle, der uns das, glaube ich, klar macht. Die projectirte Einrichtung wird einen wesentlichen Fortschritt in unserm Anstaltsleben bezeichnen. Haben uns wohlwollende Begüterte Tausende geschenkt, daß wir uns räumlich erweiterten, so werden die Jungfrau, die sich diesem Dienste weiht, und die Eltern, die uns ihre Tochter zu solchem Dienste überlassen, keine geringeren Wohlthäter Marienthals werden." — „Aber, wo in unsern gebildeten Kreisen solche Eltern und solche Tochter finden?" sagte der Justizrath. Der Director schwieg; endlich nahm er etwas schüchtern die Rede wieder auf: „Eine Tochter, die dazu das Herz und die ganze Befähigung hätte, wüßte ich wohl; ich weiß nur nicht, wie weit die Eltern opferwillig sind." „Sollte man nicht aber auf die Eltern einwirken können?" meinte der Justizrath, „wenn man ihnen vorstellt, um welche herrliche Sache es sich handle, und wie man doch einem lieben Kinde nicht in den Weg treten müsse, wenn es dem Herrn in seinen Armen so gern dienen wolle. Kenne ich die Leute, so will ich gern zu ihnen gehen und mit aller Wärme ihnen diese Vorstellungen machen." „Gewiß, mein lieber Herr Justizrath," fuhr der Director fort, „kennen Sie die Leute, Sie haben auch garnicht weit zu ihnen

zu gehen.“ — „Warten Sie, dann gehen wir gleich hin, ich will nur eben meinen Paletot überziehen!“ — „Das brauchen Sie garnicht, bester Herr Justizrath, Ihre Johanna ist die Tochter, die ich meine.“ „Johanna?“ rief er fragend aus und wiederholte: „Johanna?“ — Johanna Idiotenpflegerin? Der Director stand vor dieser Frage wie weiland vor dem Spruche: Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest? von dem er auch nicht wußte, ob die Niedrigkeit oder die Hoheit des Menschen aus ihm heraustönen solle. Die Unterredung stockte; der Director glaubte, daß sich in dem wackern Justizrath ein Kampf vollzog. Er irrte sich nicht. Er sollte aber nicht eher nach Marienthal zurückkehren, als bis er Zeuge des errungenen Sieges geworden war. Wir übergehen die Besprechung, die nach der Conferenz zwischen dem Justizrath, seiner Frau, Johanna und dem Director stattfand und in die auch Mathilde, wenn auch nur mit den Ausbrüchen herzlichster Freude sich mischen durfte. Als der Director mit seinem Töchterchen in den Wagen stieg, stiegen zwei glückliche Menschen ein. Der Justizrath aber hielt mit den Seinigen einen Abendsegen, dessen Refrain war: „O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen!“

VII.

Das neue Heim.

Ecclesiolae in ecclesia ist die Loosung vieler Kirchenfreunde. Ein Aehnliches war jetzt im Anstaltsleben zu Marienthal. Johannas Abtheilung war solch eine ecclesiola, sie war eine eigne kleine Anstalt innerhalb der großen. Der Director pflegte oft zu sagen: „So war der Anfang Marienthals; eben solche Verschiedenheiten fanden sich unter den ersten Zöglingen, die damals noch nicht in so und so viel Abtheilungen vertheilt

werden konnten.“ Zehn Kinder verschiedenen Alters, mit verschiedenen Gebrechen behaftet, einige mehr leiblicher, andere mehr geistiger Hülfe bedürftig, waren zu der Familie vereinigt, in welcher Johanna wirkte. Jetzt sehen wir sie beschäftigt, einem zarten Mägdlein bei den ersten Gehversuchen behülflich zu sein, um sie an eine Gruppe, die nur Gehfähige umschließt, abliefern zu können. Dann läßt sie ein kleines Dirnchen sich üben, die Schuhbänder sich zuzubinden. Dann wieder sitzt ein Anderes auf dem Schemel zu ihren Füßen und schaut mit der Tante auf das schöne Bild, das den Storch durch die Wiese spazieren läßt, und mit der Anschauung wird die Sprechübung verbunden. Lange kann sie sich dem kleinen Wesen nicht widmen; denn ein anderes bekommt einen Anfall; die Tante muß es erst auf die Matratze legen. Sie hat zwar eine Pflegerin zur Hülfe, aber die hat auch ihr Theil. Ein kleiner Patient muß hinausgetragen, ein anderer gereinigt werden. Nicht als ob die andere Tante nur zu solchen Dienstleistungen da wäre; Johanna verrichtet sie auch. Keine Arbeit ist ihr zu schmutzig und ekelhaft. Manche hätte sie sich erleichtern können; die sich beim Essen beschmutzten, hätte sie füttern können; so wäre ihr manche Mühe erspart. Aber es lag Johanna daran, die Kleinen zum selbständigen Essen zu bringen. Dagegen überließ sie auch wieder manche angenehmere Arbeit der Helferin. Als sie dieselbe angeleitet hatte, ließ sie sie mit den Kindern spielen, so daß sie während der Zeit sich einem Kinde widmen konnte, dessen Kopf der besonderen Reinigung bedurfte, oder einem andern, das schon begann, nach Vorlagen die ersten Zeichen-Versuche zu machen. Trotz aller dieser ungewöhnlichen Arbeiten entzog sich Johanna auch den gewöhnlichen Verpflichtungen einer Pflegerin nicht. Die eine Woche reinigte und putzte sie das Wohnzimmer; in der anderen besorgte sie die gemeinsame Schlafstätte. Es gelang ihren eifrigen Bemühungen, daß der Director gar bald

manches Kind an den Platz bringen konnte, dahin es gehörte. So wäre die Abtheilung vielleicht bald ihrer Auflösung nahe gekommen, wenn der Director sie nun nicht auch für bereits vorhandene Kinder in Anspruch genommen hätte. Hier war eins, dort eins, das seinem dermaligen Zustande nach noch nicht ganz dahin gehörte, wo es gerade eingereiht war. Es wurde zur Nachhülfe zu Johanna geschickt, wenn's irgendwie möglich war. So hatte sie denn bald zu allen Abtheilungen der Anstalt Beziehungen. Wenn sie mit Denen, die gerade ihr gegenwärtiges Contingent bildeten, durch den Garten zog — ein Zug, in welchem einige gingen, andere gefahren wurden — so kam bald aus dieser Gruppe eine, bald aus jener eine andere und schmiegte sich unter dem Rufe: Tante Johanna! an sie an. Und keine Pflegerin sah dazu scheel. Wunderbar! Wie war das möglich geworden? Geworden, sage ich; denn es ist nicht anzunehmen, daß gleich von vorn herein dieser neidlose Zustand da gewesen sei. Und in der That, das war er auch nicht. Das feine Fräulein, das sich noch nichts versucht hatte, das durch seine Freundschaft mit der Directors-Tochter genug Gelegenheit haben würde, Alles überzutragen, war bei seinem Eintritt ein Gegenstand des Mißtrauens, und wenn es in den ersten Tagen bei niederen Arbeiten einen Handgriff anders als gewöhnlich machte, auch des Spottes. Aber wie bald gab sich das, als Allen eine ungezwungene Freundlichkeit, eine Gefälligkeit entgegenkam, wie man sie noch kaum erfahren hatte. Doch blieben immer noch Einige übrig, die da meinten, das müsse doch wohl einen Haken haben, daß ein so hohes Fräulein sich solchem Dienste widme. Ihre Helferin, die schon mit ihr vertraulicher geworden war, sagte es ihr einmal geradezu, daß diese Rede in der Anstalt gehe. „Nun," meinte Johanna, „darauf wirst Du am besten Antwort geben können. Es hat allerdings einen Haken — und ich habe daraus ja niemals Hehl gemacht, und

den Haken frei ausgehängt und Du siehst ihn ja alle Tage.“ „Ich?“ fragte die Helferin. „Ja Du,“ antwortete Johanna. „Hast Du den Haken noch nie gesehen?“ — „Nein, gewiß nicht!“ — „Nun, so komm mit!“ — Johanna führte die Helferin zu ihrem Bett, und über demselben hing das Bild des Gekreuzigten mit der Unterschrift: „Das that ich für Dich; was thust Du für mich?“ „Sieh,“ sagte Johanna, „diese Frage ist der Haken, der in meine Seele geschlagen ist; und der hat gefaßt, und ich habe von ihm nicht wieder los kommen können.“ — Als die Helferin dies verbreitete, waren gleich einige junge Mädchen bei der Hand, sich enger an Johanna zu attachiren. Sie meinten, sie würde nun ihnen näher als den Anderen stehen; denn sie waren Diejenigen in der Anstalt, die ein pro=noncirteres Bekenntniß des Christenthums hatten und besondere Andachten nnd Gebetsstunden unter sich hielten, auch die Anderen gern als nicht so gläubige zu betrachten pflegten. Aber sie irrten sich. Johanna hatte ein gesundes, kräftiges Christenthum, dem es vor Allem auf den Beweis des Geistes und der Kraft ankam. Andererseits wollte sie doch auch diese lieben Leute nicht von sich stoßen und gern die Kluft zwischen ihnen und den anderen sich schließen sehen. Es gelang ihr mit Gottes Hülfe dadurch, daß sie Alle zu einem Jungfrauen=Verein ver=band, der Abends nach vollbrachter Arbeit sich vereinigte. Da las man miteinander, unterhielt sich über die Erfahrungen, welche man an den Pflegebefohlenen machte; es wurde gesungen; das im Saal befindliche Piano mußte seine Töne erschallen lassen. Von Zeit zu Zeit kam auch der Anstaltsgeistliche und hielt einen Vortrag oder leitete eine biblische Besprechung. Der Letztere ließ sich auch gern von Johanna veranlassen, mit Dieser oder Jener zu reden, die entweder krankhaft tingirt oder in Zweifeln und Anfechtungen befangen war. Unverkennbar war der wohlthätige Einfluß, den Johannas stilles, kluges, ver=

ständiges und dabei so herzliches Wesen auf alle Mitarbeiterinnen ausübte und daß dieser Einfluß wieder den Zöglingen zu Gute kam, das merkte Keiner besser als der Director. Johanna durfte er es nicht sagen, denn er wußte, daß es ihrem demüthigen Sinn widerstrebte; aber schweigen konnte er auch davon nicht. So waren es denn der Justizrath und seine Frau, die es zu hören bekamen; und diese wußten in ihrer Herzensfreude, wem sie dafür zu danken hatten. Der Director sagte: „Solch eine erfolgreiche Conferenz, wie die erste bei Ihnen, Herr Justizrath, haben wir noch nie gehabt.“ Und der Justizrath meinte: „Der Abendsegen nach derselben hat das Beste gethan. Denn wie lieblich hat der Herr das Gebet erhört, da wir zu ihm riefen: ‚O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen!‘“

VIII.

Ein Brief.

Von mancher Art des Einflusses, den Johanna sich zu verschaffen wußte, ist geredet. Wir dürfen eine Art, die noch nicht erwähnt ist, nicht unerwähnt lassen. War sie gleich ihren früheren Verhältnissen entrückt, so doch nicht den Herzen der Genossinnen ihrer Jugend. Manche von Diesen, die in der Eltern Hause mit ihr Umgang pflogen, kam auch nach Marienthal und sah sie dort an der Stätte ihrer Wirksamkeit. Johanna ging zwar nicht darauf aus, mit Worten zu werben; aber ihr Wirken selbst war Mission an den Besuchenden. Es gehört nicht hieher, die Wirkungen dieser Mission zu verfolgen. Johanna sah diese Besuche sehr gern und dachte ihren Freundinnen gegenüber, wie Paulus, als er vor Agrippa stand und sagte: „Ich wünsche vor Gott, es fehlte an viel oder an wenig, daß nicht allein Du, sondern Alle, die mich heute hören, solche würden,

wie ich bin.“ Einmal hat sie diesem Wunsche einen öffentlichen Ausdruck gegeben in einem „Brief an meine Schwestern, die christlichen Jungfrauen“. Der Brief wurde in der Marienthaler Anstaltszeitung abgedruckt; wir lassen ihn hier als Schlußwort folgen mit der Bitte zu Gott, daß er an die rechten Adressatinnen kommen möge!

Liebe Jungfrauen meines geliebten Vaterlandes!

Es ist Sonntag! Die Glocken des Tages haben Euch und mich in das Haus gerufen, da Gottes Ehre wohnet. Wir sind hoffentlich Alle diesem Rufe gefolgt. Was wir mit den Augen des Geistes gesehen haben, das war das Bild des Herrn, der uns bis in den Tod geliebt. Was wir gehört haben, das war das Wort dieses Herrn, der ein Anrecht auf uns hat, weil er uns erworben und gewonnen mit seinem Blute. Ich habe aus seinem Munde den Ruf vernommen: „Die Ernte ist groß; aber wenig sind der Arbeiter, bittet den Herrn, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ So bin ich daran gegangen, und habe ihn gebeten, und, theure Schwestern, ich will Euch sagen, um wen ich gebeten habe. Ich habe um Euch, um Dich und Dich, an die ich jetzt schreibe, gebeten, daß er Euch als Arbeiterinnen senden möge. Ich sehe Euch als solche, von denen viele nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen. Sie musiciren, sie malen, sie häkeln und sticken — zum Zeitvertreib. Zum Zeitvertreib gehen sie auf's Besuchen, wandeln sie auf den Promenaden. Ich klage Euch nicht an; denn ich glaube, viele von Euch wissen es nicht, daß es im Reiche Gottes an Arbeit nicht fehle. Und wenn sie auch von großer Arbeit hören, so denken sie, daß nur aus den Ständen, die uns für die Erdenarbeit die sogenannten Arbeitsleute liefern, auch die Arbeitskräfte für das Reich Gottes hervorgehen können. Sie stehen auf dem Standpunkt der alten Staaten, wo die Reichen für die Armen nicht ihre Söhne, sondern nur ihr Geld hingaben, und

man nur Söldlingen die Ehre, das Wohl und Wehe des Vaterlandes anvertraute. Die Zeit ist Gottlob vorüber. Eure Brüder, Ihr lieben Jungfrauen höherer Stände, können und wollen hoffentlich auch nicht mehr sich der Pflicht entziehen, in das Kriegsheer einzutreten. So stehen denn, was das irdische Vaterland anlangt, Reich und Arm in gleichen Reihen gegenüber dem gemeinsamen Feind. Hat hier das Geld seine Macht verloren; soll es denn dieselbe im Reiche des höchsten Königs behalten. Nein, Schwestern, Eure Gaben an Geld, um Arbeiter zu unterhalten, genügen nicht; namentlich dann nicht, wenn Ihr mit der Zeit noch darauf ausgehen müßt, sie zu vertreiben. Der Herr fordert Euch selbst, Euer Herz, Eure Begabung, Eure Arbeitskraft, Eure Tragfähigkeit, Euer Leben! Stellt Euch ihm zur Verfügung! Der Sendende ist er. Er weiß, wohin Ihr taugt. Immerhin aber könnt Ihr ihn bitten, wenn das weite Arbeitsfeld sich Euch aufthut, ob es ihm nicht etwa gefalle, Euch hierhin oder dorthin zu senden. Verdenket es der Schwester nicht, wenn sie Euch auf denjenigen Theil des Arbeitsfeldes ladet, wo der Herr ihr selbst ein bescheidenes Plätzchen für ihre Thätigkeit zugewiesen hat. Die Aermsten unter den Armen, die armen, am Geist geschlagenen Kinder, sind die letzten gewesen, deren die Liebe sich annahm. Nachdem sie längst schon auf die Blinden, Taubstummen, Kranken, Gebrechlichen, Verwahrlosten und Gefallenen Bedacht genommen, hat sie jüngst erst diese an den Zäunen Liegenden entdeckt. So wie sie aber sie entdeckte, ist auch das Helferwerk begonnen. Aber unsere Reichen haben bis jetzt nur Geld für sie, ihre Töchter noch nicht. Und doch bedürfen wir der Jungfrauen aus jenen Häusern auch. Was an christlicher Bildung gewonnen wurde, ist wahrhaftig nicht zu gut, daß es in den Dienst dieser Armen gestellt werde. Wenn Ihr von Hörensagen unser Gebiet als ein monotones

kennt: glaubt es, daß hier die mannichfaltigste Arbeit Euer wartet. Darf ich von mir selber reden: ich darf dem elenden Wurm, der ohne die Pflege der Liebe in Schmutz verkommen würde, helfen, daß er sich behaglich fühle; ich darf Dem, den die Wucht der gewaltigsten Krankheit niederwirft, wenn seine Augen sich wieder öffnen, Erquickung spenden; ich darf das aufflackernde Geisteslicht beobachten, wenn ich das Kindlein mit dem Bilderbuch zu meinen Füßen habe; ich darf mit der Erzählung von des Herrn Erbarmen an dem einfältigen Kindesherzen eine gesegnete Mission treiben; ich darf Denen, welchen es nach und nach wie Schuppen von den Augen fällt, weiter helfen, daß sie die Wahrheit erkennen und was für Zeit und Ewigkeit nöthig ist; ich darf mit betendem Herzen dem kleinen Dulder die Augen zudrücken, wenn der Herr ihn aus diesem für ihn so armen Erdenleben abruft. Ja, liebe Schwestern, hier ist für die verschiedenste Begabung Raum; und eine Schule ist's, wo man wie nirgends den Fluch der Sünde und die Größe des ewigen Erbarmens kennen lernt, eine Schule der Geduld und der Treue, die eine so große Verheißung hat. — Fürchtet Ihr, theure Jungfrauen, daß Ihr um die Freude Eurer Jugend kommt unter diesen Elendsbildern? Ja, wenn Ihr ohne den Herrn und seinen Geist kommt, dann gewiß! Kommt Ihr aber als solche, die ihn haben, dann bringt Ihr ja die Seligkeit mit in den Beruf hinein, denn „wer an ihn glaubt, der hat das ewige Leben". Und das sollte Euch hier geraubt oder auch nur gestört und getrübt werden? Dann müßten diese Elenden etwas Anderes sein, als sie sind. Sie sind seine Brüder, die Schätze und Kleinode seiner Gemeinde, mit Bezug auf welche er sagt: „Was Ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan." — Nun, liebe Schwestern, entscheidet Euch, wählet! Wollt Ihr daheim

bleiben in der bisherigen sei es Ruhe oder Unruhe, oder wollt Ihr Euch senden lassen von dem Herrn und damit das Recht erlangen, ferner mitzubeten, daß der Herr Arbeiter in seine Ernte sende? Möge es von Jedem von Euch, wie von jener Freundin Jesu heißen: „Maria hat das gute Theil erwählet!“

III.

Das Fest zu Elim und Hoffnungsthal.

Das Fest zu Elim und Hoffnungsthal.

I.

Wie's auf dem Gange zum Fest zuging.

Da auf der waldigen Höhe und in der Niederung jenseits des Baches liegen sie, Elim und Hoffnungsthal, die beiden Colonien, die mit ihrem Flaggenschmuck verkünden, daß heute ein Festtag für sie aufgegangen sei. Die Wege zu ihnen hin, sonst still und wenig belebt, wimmeln heute von Fuhrwerken und Fußgängern. Stadt und Land senden nämlich ihre Festgäste. Wir mischen uns unter dieselben.

Die Ersten, an die wir uns anschließen, sind zwei Männer, wie es scheint, dem Handwerksstande angehörend. Ihre beiden behäbigen Frauen, mit Brodtaschen und Sonnenschirmen bewaffnet, wandeln voran, alle Augenblicke sich den Schweiß von den Stirnen wischend. Sie machen in Festfeiern. Kein christliches Sommerfest — es gelte, welchem Werk es wolle — bleibt von ihnen unbesucht. Heute reden sie von dem Missionsfest der vorigen Woche, auf dem sie waren, wie sie da ihre Kleider schmutzig gemacht hätten, da die Bänke nicht ordentlich abgewischt waren, und wie, da die Redner es so lang gemacht, sie hätten eilen müssen, um noch mit dem letzten Bahnzuge zur Stadt zu kommen.

Raschen Schrittes schritten zwei jüngere Männer vorbei. Sie kamen blos eines bestimmten Festredners wegen — und sie hatten eben erfahren, daß dieser zuerst sprechen werde. Zwei jüngere Damen folgten ihnen; ich hörte, wie die Eine sagte:

„Sollten wir Den verpassen, so schlage ich vor, daß wir gleich nach Waldruh weiter gehen; dann bringen wir dort einen gemüthlichen Nachmittag zu.“ „Ja,“ sagte die Andere, „aber es wäre doch zu schade, wenn wir ihn verpaßten. Zu himmlisch spricht er; ich gehe gern Stunden weit, ihn zu hören.“ Der Eine der jungen Männer wandte sich um und meinte: „Es wäre doch aber das Schlimmste, wenn sie ihn als letzten Redner aufgestellt hätten; dann müßten wir erst all das Andere mitmachen und all das andere Geschwätz anhören.“ Der zweite junge Mann schlug vor, dann einstweilen durch die Anstalten zu wandern. „Ach!“ erwiederte das erste Fräulein, „was sieht man an solchen Geschichten!“ Und die Andere fiel ein: „Ich sehe auch nicht gern Sträflinge! Ich habe solche Unglückliche als Kind oft genug gesehen, wenn sie bei den Festungswällen ihre Karren schieben mußten.“ Der zweite junge Mann corrigirte sie: „Sträflinge sind hier nicht. Die Anstalt auf der Höhe ist für Indioten; von der da unten weiß ich nichts.“ „Indioten — ach so! — Das sind wohl freigekaufte Heidenkinder aus Indien“ — meinte das Fräulein und setzte hinzu, „dafür sammelt man ja alte Briefmarken und Cigarrenabschnitte. Ach, was sieht man an Solchen? Ich habe die Singhalesen gesehen; die hatten ja auch Kinder bei sich. Aehnlich werden diese auch wohl aussehen!“ — Ich hatte meine alten Handwerker verlassen und war, angelockt durch die interessante Unterhaltung dieser jüngeren Generation nachgegangen. Da fesselte mich eine neue kritische Gruppe. Ein alter Herr erklärte seinem Reisegefährten, er sei eigentlich nur seiner Kinder wegen mitgegangen, denn er sei von diesen Festen in Elim und Hoffnungsthal kein besonderer Freund. Sie seien ihm zu weltlich. Hier kämen allerlei Spiele und Aufzüge vor, das sei doch eigentlich heidnisch. Es werde hier gelacht und gescherzt und das stehe

doch Christen nicht wohl an. Daneben mache man dann wieder so viel Aufhebens von der Noth, welcher diese Anstalten sich annehmen. Aber was sei das gegen die Noth der armen Heiden, der Menschenfresser und derer, die bei ihren Opfern als Menschenschlachter auftreten, wie man das bei den Missionsfesten höre. Sein Begleiter drang bei ihm nicht durch, als er mit dem Spruch: Alles ist Euer! beweisen wollte, daß die Christen bei ihren Festen Alles verwenden könnten, was die Welt verwende, wenn sie es nur zu ihres Herrn Ehre verwendeten. Er blieb stramm dabei, in Allem, was nicht geistliche Rede und geistliches Lied sei, Narrentheidinge zu sehen — und ließ kein anderes Elend, als das der blinden Heiden gelten. Ich überholte diese Gruppe und hörte, wie sich zwei Männer mit einander bekannt machten. Der Eine war ein Neuling auf dem Festgange, das gab sich bald zu erkennen, ebenso aber auch, daß der andere Fußgänger, an den er sich anschloß, mit dem Leben in den Anstalten sehr wohl vertraut war. Der Erstere wollte das Fest benutzen, um seine Tochter, die er kürzlich zur Pflege nach Elim gebracht hatte, und einen Wärter, der sein Landsmann war, zu besuchen. „Das wird Ihnen," erklärte sein Begleiter, „nicht gelingen." „Nicht? Ich habe die weite Reise darum hieher gemacht." „Das ändert die Sache nicht!" war die Antwort. „Alle Angestellten sind so in Anspruch genommen, daß keiner sich Ihrer annehmen kann. Bei der Aufregung, die das Fest unter den Kindern hervorruft, und bei dem Unverstand vieler Gäste, die sich überall hineindrängen, ist doppelte Aufsicht nöthig. Und der Kräfte sind durch das Fest weniger, weil das Blasen, die Bedienung, das Ordnunghalten so viele Beamte fordert, die alle dem gewöhnlichen Personal entnommen werden müssen. Aber was Sie heute nicht erreichen, wird Ihnen vielleicht morgen gelingen. Ein Nachtquartier wird

Ihnen eine der beiden Anstalten schon gewähren." Der Fremde war ein vernünftiger Mann und ließ sich überzeugen und beruhigen. Er erklärte dann, daß er, als er seine Tochter gebracht habe, nur Elim gesehen und von Hoffnungsthal nichts gehört habe. Er that nun allerlei Fragen nach beiden Anstalten, und was er da erfuhr, soll hier in der Kürze wiedergegeben werden. Hoffnungsthal war die ältere der beiden Anstalten, sie war eine Bewahr-Anstalt für noch unverdorbene Kinder, die aber im Hause der genügenden geistigen Pflege entbehrten; Elim war etwa zehn Jahre später entstanden; sie war eine Idioten-Anstalt größten Umfangs, denn die verschiedensten Schattirungen des Idiotismus und alle seine Complicationen fanden hier Aufnahme. Bildungsfähige und -Unfähige waren hier vereint. Die Anstalt war Heil-, Pflege- und Beschäftigungs-Anstalt, auch ein Asyl für ältere Idioten umschloß sie. Beide Anstalten traten unscheinbar ins Leben, jede begann mit vier Zöglingen ihre Thätigkeit. Jetzt zählten sie zusammen vierhundert. Sie hatten eine gemeinsame große Ackerwirthschaft und einen umfangreichen Viehstand. Elim hatte, wie es in der Natur der Sache lag, Hoffnungsthal, die ältere Schwester, bald überflügelt. Die Noth, für die Elim sorgte, fiel mehr in die Augen, daher fand diese Anstalt auch in weiteren Kreisen Unterstützung. Die Kinder in Hoffnungsthal hatten ihre Heimath meist in der nahen Stadt, während Elim Insassen aus aller Herren Länder hatte. So ungefähr erzählte der ältere Herr dem Fremden, der sich ihm angeschlossen hatte. Unter diesen Gesprächen war das festliche Terrain erreicht. Da sah man nun große Schaaren in den Gärten wandeln. Festordner eilten hin und her, vertheilten Programme und gaben gute Rathschläge. Es wurde gleichzeitig an mehreren Plätzen gefeiert. In der kleinen Kirche wurde gepredigt; an einem Abhange über dem Bache war eine kleine Kanzel, unter den hohen Buchen

lagerten Hunderte, die des Augenblicks warteten, daß ein Redner jene Kanzel bestiege. Außerdem zogen Andere in ein Zelt, wo auch gleich begonnen werden sollte. Mir schlug ein Freund, den ich fand, vor, mit ihm in dieses Zelt einzutreten.

II.

Was die Berichterstatter zu erzählen hatten.

Ein Zelt war hergerichtet, um eine größere Anzahl von Festgenossen aufzunehmen. Auf einem Plakat an seinem Eingange stand mit großen Buchstaben: „Berichterstattung“. Diese Inschrift zog mich an und ich trat ein. Der Berichterstatter zeichnete gerade einige von den neu aufgenommenen Zöglingen Elims. Die erste war Mathilde, ein Mädchen von 18 Jahren, zusammengeballt zu einem Knäuel, so daß das Knie das Kinn berührt. Zweimal schon brach sie im Stillliegen einen Beinknochen, weil derselbe der Verkrümmung der Sehnen nicht gewachsen war. Ob irgend etwas von einem Menschengeist in Mathilde sich findet, ist fraglich. Eifersucht legt sie durch den Ton an den Tag, wenn das Bett ihrer Nachbarin eher als das ihrige besucht wird. Aber Eifersucht dieser Art findet sich auch bei Hunden. Sie ist ausschließlich ein Gegenstand leiblicher Pflege. — Minna und Gustav, zwei mikrocephale Geschwister, unruhig in ihren Bewegungen, mastig in ihrem Auftreten. Die Haut der Hände erinnert an die des Orang-Utang. Von Bildungsfähigkeit kann nicht die Rede sein; sie sind gegen sich selbst und Andere gegen sie zu schützen. — Ernst, ein bildungsfähiger Knabe, von fabelhaftem Zahlengedächtniß, der in wenigen Wochen schon die Nummern fast aller Zöglinge wußte, und wenn er nun am Nummerbrett der Kirche oder sonst wo eine Ziffer erblickt, mit welcher auch Knaben bezeichnet

sind, überall sofort die Namen dieser Knaben nennt. — Louise, ein zartes, freundliches epileptisches Mädchen. Bald nach ihrem Eintritt mehrten sich die Anfälle dergestalt, daß sie immer mehr herunterkam und, einem Skelette gleich, dem nahen Tode entgegenzusiechen schien. Da war sie eines Tags allein im Zimmer, sie schlich sich an den Schrank heran und leerte ein in demselben befindliches volles Fläschchen mit Haaröl bis auf die Neige. Die Folge war ein nicht zu stopfender Durchfall, von dem man fürchten mußte, daß er den tödtlichen Ausgang der Krankheit beschleunige. Aber das Gefürchtete trat nicht ein, im Gegentheil die Krämpfe blieben weg und dadurch konnte das geistige Leben sich wieder heben. Louise war eine mit Erfolg unterrichtete Schülerin, bis nach fast $^3/_4$ Jahren der erste Anfall sich wieder einstellte. — Ein zweiter Ernst hätte, wenn er in die entsprechenden Umgebungen gekommen wäre, ein solcher Diebsgehülfe werden können, wie sie Dickens zuweilen schildert. Der Junge hat ein doppeltes Gesicht, bald glotzt er tölpelhaft in die Welt hinein, bald schaut er verschmitzt aus den Augen. Radschlagen, Klettern ist seine Meisterschaft. Sein ganzer Sprachschatz ist das Wort sau, mit dem er Gegenstände, Farben (blau) nach Belieben bezeichnet. Kleptomanie ist eine seiner Haupteigenschaften. Was er sich aneignet, wird vergraben. Wem er seine Höhlen zeigen soll, wird so lange an der Nase herumgeführt, bis er das Verlangen aufgiebt. Urspriünglich sammelte er ohne Unterscheidungssinn, Papier-Lappen, Wolle, Blechstücke, Pfeifenröhre, thönerne, alles hatte für ihn gleichen Werth. Später unterschied er; nun hatte nur noch Blech für ihn Werth. Die größeren Stücke wußte er mit zwei Fingerspitzen so zart zu halten, daß die andere gegen das Blech schlagende Hand demselben Töne wie die einer Aeolsharfe entlockte. Doch auch das war ein Uebergangsstadium. Die großen Bleche wurden nun in kleine viereckichte Stückchen zer-

schnitten, und mit diesem trieb der Humor sein Spiel. Bald wurden sie nächtlicher Weile dem Wärter in die Tasche spedirt, so daß dieser des Morgens beim Ankleiden über die Schwere seines Beinkleids staunte, bald wurden sie in die Hausbüchse gesteckt und der Director freute sich ob der reichen Liebesgaben, als er die schwere Büchse fühlte — aber leider war es Blech. Und Ernst lachte von fern über die Täuschung. Aber auch dies noch war ein Uebergangsstadium. Es währte nicht lange, da waren die viereckichten Stücke rund, abgeglättet und abgerieben, so daß sie einer abgegriffenen Münze gleichen konnten. Jetzt war die Falschmünzerei fertig. Denn die Stücke wurden in der Dämmerung von einem andern Knaben, der wohl mal ausgeschickt wurde, für Bonbons und Naschwerk beim Krämer ausgegeben. Wie Ernst sein Material sich zu verschaffen wußte, davon ein Beispiel. Er wurde einmal in ein leeres Zimmer eingesperrt. Vorher waren alle Taschen leer befunden. Nach einigen Stunden aber ging er mit vollen Taschen auf den Hof. Und die Taschen waren voll von seinen Blechmünzen. Woher hatte er das Material bekommen? Man suchte und suchte und konnte auf keine Muthmaßung kommen. Endlich faßte der Director die Aschenschublade des eisernen Ofens an, um sie herauszuziehen. Aber es war nichts herauszuziehen. Von der ganzen Schublade war nur das Vorderschild vorhanden, der ganze Kasten war verarbeitet. Doch womit? Im Ofen wurde eine Kneifzange gefunden; die war sein Werkzeug gewesen. Wie gern hätte man die Art der Fabrikation gesehen! Man gab ihm Blech, gab ihm die Zange, aber die letztere sah er an, als ob er nie ein solches Ding gesehen, es nie in der Hand gehabt. Man ging hinaus, ihn durch's Schlüsselloch zu beobachten. So lange er das ahnte, stand er unbeweglich. Man war genöthigt, das Belauschen aufzugeben. Siehe da, als er Abends herausgeholt wurde, lieferte er mit schelmischem Lächeln seine neuen

Fabrikate ab. In der Schule schlief er; bei der Arbeit bewies er sich stets als ein träger Geselle. — Andere interessante Erscheinungen kamen unter den Abgegangenen vor. Ein Knabe mit verkürzten Armen und schlaffen Händen, weniger geistig defect, war dahin gebracht worden, daß er mit diesen Händen das feinste Flechtwerk machte. Er legte den Fuß an die Tischplatte und unterstützte damit den Ellenbogen, so war es ihm möglich, mit der Hand beim Essen den Löffel zu Munde zu führen und bei der Arbeit sie zum Heften, Nähen und Flechten zu verwenden. Die Anstalt wollte ihn dazu ausbilden, Andere anzuleiten; da glaubte die Mutter, ihn als Broderwerber verwerthen zu können. Sie entnahm ihn der Anstalt. — Wilhelm, ein einseitig gelähmter Mensch, mit contracter Hand, zu keiner Arbeit befähigt, dabei mit einer höchst mangelhaften, nur seinen Bekannten verständlichen Sprache ausgerüstet, war mit vieler Mühe dahin gebracht, daß er confirmirt werden konnte. Es hätte jetzt nichts weiter geschehen können, als ihm seinen Erwerb zu sichern. Das konnte natürlich nur die Idioten-Anstalt. Aber das Landarmenhaus verpflegt billiger; daher zog die Gemeinde dorthin mit ihm ab, und der Anstalt verbleibt das traurige Gefühl, so viel Mühe und Geduld vergeblich angewendet zu haben. — Merkwürdige Gegensätze traten hervor im Verhältniß zur Thierwelt. Neben den raffinirtesten Thierquälern wurden solche genannt, die große Liebe und Sorgfalt auf kleine Thiere verwandten. Demnach mußte den Letzteren der Besitz derselben entzogen werden, theils weil bei der Herbeischaffung des Futters nicht immer das Mein und Dein gehörig beobachtet ward, theils, weil der kleine Viehstand zu allerlei Tausch- und Kaufgeschäften Veranlassung gab. Endlich wurde von einer Reihe von Todesfällen erzählt. Weil Elim keine Auswahl bei der Aufnahme trifft, wie manche andere Idioten-Anstalten, die sich nur der Bildungsfähigen annehmen, sondern weil es ebenso sehr eine

Pflege= wie eine Bildungsanstalt ist und das Contingent seiner Gebrechlichen ein überaus umfangreiches, so konnte uns die große Zahl der Heimgegangenen nicht befremden. Und nachdem der Jammerzustand der meisten dieser Entschlafenen geschildert war, konnten wir nur dem Gottlob des Berichterstatters beipflichten, der in ihrem Tode den freundlichen Erlöser aus einem jammervollen Dasein sah.

Der erste Berichterstatter trat ab; ein anderer betrat die Tribüne. Ihm lag es ob, von den materiellen Mitteln zu reden, durch welche die Arbeiten in Elim beschafft wurden. Er sprach etwa in folgender Weise:

Wer die hiesige Arbeit ansieht, der wird sagen müssen, daß mit der Gründung und Einrichtung dieser Anstalt der hiesigen Gegend eine Wohlthat erwiesen sei. Daher hat sie gewiß auch ein Recht, sich eine Wohlthätigkeitsanstalt zu nennen. Manche aber verstehen dies Wort falsch. Wenn sie hören, daß Elim eine Wohlthätigkeitsanstalt sei, so meinen sie, daß nun auch jedes idiotische oder epileptische oder anderweitig körperlich und geistig gebrechliche Wesen umsonst hier müsse aufgenommen werden. Wenn ein Ort früher keinen Bäcker hatte, so ist es eine Wohlthat für den Ort, wenn sich ein Bäcker daselbst niederläßt; aber wer wird meinen, daß nun auch Jeder umsonst Brod von ihm bekommen müsse? Mit demselben Rechte, mit dem der Bäcker von Jedem, der das Brod bezahlen kann, Geld verlangt, verlangt auch die Anstalt, daß wer da kann, für die elenden Pfleglinge, die er unterbringt, ein Pflegegeld bezahle. Die Behörde kann es, der Reiche und Wohlhabende, der solch gebrechliches Kind hat, kann es. Von ihnen zieht die Anstalt Kostgelder ein. Aber es bleibt noch ein gut Theil übrig, für welche die Behörden nicht sorgen, oder deren Angehörige nur im geringen Maße vergüten können, was die Pflege kostet. Und die Pflege kostet nicht wenig; denn Elim hat mehr Arbeits=

kräfte nöthig als Hoffnungsthal oder ein Rettungshaus. Auf vier bis fünf Köpfe ist ein Angestellter zu rechnen. Woher nun das, was das Kostgeld nicht deckt? Ist das Kostgeld Erwerb der Anstalt, so läßt sie sich bei diesem Erwerb nicht genügen. Sie sucht durch ihren Gartenbau, ihre Landwirthschaft, auch durch ihre Werkstätten sich das, dessen sie bedarf, billiger zu verschaffen, sie sucht andere Arbeitskräfte unter den Zöglingen dazu zu benutzen, daß sie der dienenden Kräfte weniger bedarf. Wie gern hätte Elim überdies noch diesen oder jenen Betrieb, der zu Gunsten der Anstalt arbeitete, wie in den Werner'schen Anstalten zu Reutlingen Maschinen-Werkstätten und andere Geschäfte zu Gunsten der Erziehung armer Kinder arbeiten. Das hat Elim noch nicht erreichen können. So werden denn durch den Erwerb der Anstalten noch lange nicht alle ihre Ausgaben gedeckt. Sie sind — Elim und Hoffnungsthal — auf die opferwillige Hülfe der Liebe angewiesen. Und nun wurden Beweise dieser Liebe vorgeführt. Ein Philolog begleitete seine Liebesgabe mit folgenden Zeilen: „Als ich heute im ersten Buche Herodots las, daß die Babylonier diejenigen jungen Leute, die ansehnliche und reiche Bräute heimführten, verpflichtet hätten, die häßlichen auszusteuern und für sie zu sorgen, da dachte ich, sollten nicht in gleicher Weise diejenigen Eltern, welche geistig und leiblich gesunde Kinder haben, verpflichtet werden, sich aus Dankbarkeit der gebrechlichen anzunehmen? Sie brauchen aber meiner Meinung nach nicht erst verpflichtet zu werden; sondern sie sind es schon, zwar nicht durch ein polizeiliches und staatliches Gesetz, aber durch ein anderes, höheres, das der dankbaren Liebe. Würden alle Väter und Mütter, die sich ihrer Kinder freuen, diesem Gesetze nachkommen, so würden die Anstalten für die gebrechlichen Kinder nie Mangel leiden." Aus Dankbarkeit gegen Gott dafür, daß sie gesunde, wohlgestaltete Kinder hätten, schickte ein Ehepaar

mittleren Standes eine Liebesgabe. Ein Reicher schrieb einen freundlichen Brief, man solle, darum weil er noch nie in Elim gewesen, nicht meinen, daß er des dortigen Elends nicht gedenke; das Sehen dieses Elends sei eben nicht Jedermanns Sache. Eine namhafte Summe war dem Billet beigefügt. Ein Armer schickte nach Jahr und Tag ein Dankscherflein für sein in Elim verpflegtes, nun heimgegangenes Kind. Ein Pfarrer hatte in seiner Bibelstunde von Elim erzählt; die Versammlung hatte sofort ein Liebesopfer zusammengebracht. Eine Wittwe hatte alljährlich eine Liebesgabe gespendet; sie war gestorben; die Söhne meinten, das Andenken der Mutter nicht besser zu ehren, nicht besser in ihrem Sinne handeln zu können, als indem sie eine größere Summe für Elim zusammenlegten. Einzelne Anstaltsarbeiter hatten von ihren Löhnen jedesmal einen Beitrag gespendet, um auch zu ihrem Theile den Bau eines neuen Kirchleins für Elim zu fördern. An diese letztere Spende knüpfte der Berichterstatter die Bemerkung: „Der Kirchbau ist ein Werk, das wir aus unserer Anstaltenkasse nicht bestreiten dürfen. Zu dieser contribuirt auch mancher Jude und mancher Christ, dem am Gottesdienste nichts liegt und der da meint, daß Elims Arbeit auch ohne Gottes Wort und Gottesdienst könne verrichtet werden. Die aber wissen, daß unsere Arbeit in der Liebe Christi ihren Grund und ihre Kraft hat, die begreifen es, daß wir einen Ort für Predigt und Gebet haben müssen. Auf ein neues Kirchlein hoffen wir im Blicke auf Diejenigen, die selbst sich gern auf ihren allerheiligsten Glauben erbauen und uns und unseren Kindern eine würdige Stätte der Erbauung gönnen und wünschen."

Dann berichteten noch der erste Lehrer über die Schule, der Oekonom von der Arbeit im Garten und auf dem Feld und endlich der Leiter der Werkstätten; diese Alle nur kurz. Auf Seitentischen waren Schulhefte, Arbeiten der Kleinkinder-

schule, Erzeugnisse der Industrie (Bürsten, Körbe, Laubsäge-Arbeiten u. dgl.) ausgestellt und die Anwesenden nahmen dieselben mit Freuden in Augenschein und ließen sich von Denen, die zuletzt gesprochen hatten, gern noch manch erklärendes Wort hinzusetzen.

III.

Was von den Festrednern zu sagen ist.

Wie doch die Meinungen der Leute so weit aus einander gehen können! Ich habe einen alten, verständigen Mann sagen hören, Festredner seien bei einem Feste ein nothwendiges Uebel, während Andere behaupten, sie seien die Hauptpersonen und machten das ganze Fest. Ich sage: Es kommt darauf an, von welcher Sorte sie sind. Denn es giebt verschiedene Sorten. Ich will so einige angeben. Die eine Sorte macht es so. Sie gehen, wenn sie beim Feste eines Rettungshauses reden, von den verwahrlosten Kindern, wenn's ein Heidenmissionsfest ist, von den Heiden aus, um auf die Sünde zu kommen, die der Leute Verderben ist. Von hier an ist nun kein Unterschied mehr zwischen dem Missions- und dem Rettungshausfeste. Nun wendet sich die Rede an Alle: „Jene sind nicht allein Sünder, Ihr seid es auch. Heute ist ein Gnadentag, der Euch mahnet, daß Ihr Euch bekehret. Das Heil ist allein in Christo! Dem übergebt Euch, so ist Euch geholfen!“ Bei dieser Redeart ist nur auf die Menge speculirt; warum sie zusammen gekommen ist, das geht den Redner nichts an. Er könnte seine Rede an jedem Ort und zu jeder Zeit halten. — Andere schlagen einen andern Ton an. Sie gehen von der Freude der Festgenossen aus. „Das ist eine Freude, wie die Weltkinder sie nicht kennen. Unsere Freude ist aber auch noch nicht so, wie sie sein sollte

und könnte. Wir könnten sie immer haben. Wir blicken aber zu viel auf uns selbst; wir machen uns über die Sünde Betrübniß. Das hätten wir nicht nöthig. Mit der sind wir abgefunden. Immer nur auf Christum blicken! Wer an Den glaubet, der sündiget nicht. Haltet Euch dafür, daß Ihr der Sünde abgestorben seid, so feiert Ihr täglich Freudenfeste." Auch eine Rede, die ganz von dem Gegenstand der Feier absieht und nur für Pearsal Smith missioniren will. — Ein Dritter missionirt, wohin er kommt, für's Bibellesen. Wie leicht kann er bei jedem christlichen Fest auf dies Kapitel kommen. „Ihr hört heute reichlich Gottes Wort. Außerdem hört Ihr's vielleicht Sonntags. Aber ist das genug? Ihr habt die Bibel im Hause. Leset Ihr sie?" Man ist, wohin man will. — Alle diese Redner haben's mit dem Allgemeinen zu thun. Aber es giebt auch Solche, die specieller werden. Da tritt Einer auf und verkündet: „Wir feiern heute ein Freudenfest. Darum heißt es für uns 1) Freuet Euch des Herrn! 2) Rühmet den Herrn! 3) Lobet den Herrn! 4) Frohlocket dem Herrn! 5) Jauchzet dem Herrn!" Mephisto sagt bekanntlich im „Faust": „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört: es müsse sich dabei doch auch was denken lassen." Der Glaube trifft aber wohl nicht immer zu. — Schließlich giebt's auch noch rührsame Redner, die nur von dem Fest der Gegenwart ausgehen, um auf die Feste der Ewigkeit zu kommen. — Elim und Hoffnungsthal suchten sich bei ihren Festen von solchen Uebelständen fern zu halten. Sie theilten den sonst bei Festprogrammen herrschenden Voltaireschen Grundsatz nicht: Le superflu chose très nécessaire (Der Ueberfluß ist eine sehr nothwendige Sache). Und die kleine Zahl der Reden durfte sich nicht in Gemeinplätzen bewegen. Daß sie trotzdem, um ein Zugstück zu haben, wohl mal einen Redner mit bedeutendem Namen baten, soll nicht geleugnet werden, aber auch nicht, daß

sie dann gewöhnlich damit hereinfielen, wenn derselbe nun, wie es solchen Leuten eigen ist, sich hoch über die Sache stellte. Bei dem Feste, mit dem wir jetzt zu thun haben, war kein solcher faux-pas geschehen. Es wurde in dem Anstaltskirchlein und im Freien gesprochen, ernst und scherzhaft, denn man glaubte, daß Horaz mit seinem ridentem dicere verum (es könne auch ein Lächelnder die Wahrheit sagen) Recht habe. Wir wollen so Einiges von Dem, was geredet ward, recapituliren. Der Erste, der nach dem Berichte sprach, ging aus von Apostelgesch. 4, 20: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben". Und was haben wir in den Bildern des Berichts und bei unsern Gängen durch die Anstalten gesehen? 1) Ein Elend, das uns bittet, 2) eine Liebe, für die wir zu danken, 3) eine Barmherzigkeit, an der wir uns zu betheiligen haben. Der zweite Redner hatte den Schluß von 1. Cor. 8, 1 gewählt: „Die Liebe bessert". Und wie treibt die Liebe dies Werk der Besserung? Indem sie 1) trägt, 2) kämpft und 3) tröstet. Der dritte Redner — er sprach unter den grünen Bäumen — wandte sich an die Kinder und zeigte ihnen an dem bekannten Verse, wie gut sie es hätten:

Wir haben gute Dienerschaft.
Die Knechte heißen: Selbstgeschafft
Und spät zu Bett, und Auf bei Zeit.
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit.
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch.
Sind auch zwei Edelknaben noch,
Genannt; Gebet und gut Gewissen,
Die, bis wir schlafen, wiegen müssen.

Elim hielt einen Colporteur, der die Anstaltsschriften verbreitete und um Liebesgaben für die Anstalt warb. Auch er war zum Feste erschienen und berichtete von seinen Erfahrungen. Man glaube garnicht, sagte er, wie wenig die Leute von dem Elend der Idioten wüßten; der Name sei ihnen meist gänzlich

unbekannt; aber auch die Sache sei ihnen eine völlig fremde. Wenn etwa in drei Dörfern sich nur Einer fände, so schlössen sie daraus, ihrer könnten so ganz viele nicht sein. Manche kamen ihm auch mit der Einrede: „Was gehen uns die Elenden der andern Provinz an?“ „Da ist,“ sagte er, „meine Erwiederung immer: Ihr habt eine ganz andere Landkarte als wir. Unsre Grenzen sind mit dem Roth des Blutes Christi bezeichnet. So weit die Flächen gehen, deren Bewohner der Heiland erlöst hat, so weit geht auch der Bereich, aus dem wir aufnehmen, was bei uns Hülfe sucht. Und von wo wir Elende haben, dahin gehen wir und sagen: ‚Ihr müßt uns helfen, für sie sorgen.‘“ Und dann kämen die Leute auch, sagte er; freilich zuerst gewöhnlich nicht mit Liebesgaben, sondern mit armen Geistesgebrechlichen, die sie kannten und für die sie Hülfe begehrten. „Ich sehe aber auch diese,“ sagte er, „als Liebesgaben an. Freilich sind nicht die selbstsüchtigen Menschen die Geber, sondern der Herr ist's. Und giebt er uns seine Elenden zum Versorgen, so steht mir fest, daß er auch schaffen wird, was wir nöthig haben.“ Der Anstaltsgeistliche, der auch zuweilen Collectenreisen machte, bestätigte die Erfahrungen des Colporteur und bekannte sich zu seiner Anschauung. Er erzählte, wie er einmal in einem Nachbarlande fremder Zunge für Elim geworben und eine überaus reiche Collecte gehalten habe. Da habe er in einem Tageblatte die Frage gelesen: „Wer nimmt sich um Gottes Willen zweier Schwestern, eines idiotischen und eines epileptischen Mädchens an?“ Es sei ihm vorgekommen, als ob der Herr ihm damit Gelegenheit zu einem Dankopfer habe geben wollen. Er habe seine Adresse eingesandt und man habe ihm die beiden Kleinen zugeführt; er freue sich, berichten zu können, daß die Arbeit an denselben nicht sei vergeblich gewesen. So komme manches Kind in die Anstalt, ohne daß die Arbeit mit einem Pflegegeld vergütet werde. Daß die Anstalt

das könne, das danke sie der helfenden Liebe, die in kleinen Wittwenscherflein und reichen Gaben sich in gleicher Weise kund gebe. Ein Scherflein, sagte er dann, habe er in der Tasche, von dem wolle er aber hernach an einem anderen Orte reden. Wir waren gespannt auf dies Wort. Es kam hernach bei der Tafel, und lautete:

Geliebte Freunde, beim Trinken und Essen
Will ich das versprochene Wort nicht vergessen.
Ich glaube auch, daß es mit nichten Euch stört,
Wenn Ihr beim Trunk ein Geschichtchen hört.
's sind eigentlich zwei, die ich Euch bringe,
Und wünsch' ich nichts weiter, als daß es gelinge,
Daß aus der ersten ein Jeglicher lern',
Was da sei des zweiten Geschichtchens Kern.
So höret! Es giebt ja der lieben Brüder so viele,
Die streben mit uns nach demselbigen Ziele.
Sie ließen sich ihren lutherischen Glauben,
Durch Papstes Gewalt nicht verkümmern und rauben.
Doch brachte es leider gar manche Schaar
Noch nicht zum Pfarramt und eignem Altar.
Das mußten vor nunmehr dreißig Jahren
Auch die Leute in Rosenberg bitter erfahren.
Sie klagten und seufzten so tief und schwer:
Wo nehmen wir einen Prediger her!
Und siehe, im Himmel ist es vernommen
Und nach Rosenberg ist der Polko gekommen.
Und das Erste, wornach der ausgeschaut
War dies, daß ein Kirchlein werde erbaut.
Der Polko begann in die Weite zu wandern;
Dem Einen schrieb er's, er sagt's dem Andern,
Den Zeitungen ließ er es anvertrauen:
Kommt, helfet ein Kirchlein in Rosenberg bauen,
Nur Pfennige will ich; die Pfennige schicken,
Die werden, Gott lohn' es, mein Herz erquicken.
Und als diese Bitte ist weit vertheilet,
Da hat man sich aller Orten beeilet,
Und Pfennige hat es beim Polko geregnet,

So hat seine Bitte der Höchste gesegnet.
Doch hört, einst wurde ein Pfennig gesendet,
Den hatte der Hohn, nicht die Liebe gespendet.
Der Absender machte aus Schabernack
Um seinen Pfennig ein schweres Pack;
Er thät auch das Poststück nicht frankiren
Und forderte, Polko solle quittiren
In Zeitungen, daß er den Pfennig bekommen
Und zum Bau seiner Kirche hab' angenommen.
Was that wohl der Polko? Flugs hat er gedacht,
Wie wohl aus dem Pfennig was werde gemacht,
Das er auch zu des Allmächtigen Ehr'
In Rosenbergs Kirchlein ein Baustein wär'.
Auf Polko's Rufen kommt Alt und Jung
Und Reich und Arm zur Versteigerung.
Und der Pfennig des Spottes, wer hätt' es gedacht,
Wird durch die Liebe zu Thalern gemacht.
Wie weiß doch der Herr mit gnädigen Händen
Auch Werke des Fluches zum Segen zu wenden!
Was ich nun weiter Euch wollt' offenbaren,
Ist, was ich in Niederland jüngstens erfahren.
Ich war in dem Lande der biederen Friesen,
Die unserm Elim viel Liebe bewiesen.
In Harlingen war es, da große Schaaren
Im Gotteshaus um mich versammelt waren.
Sie hörten so eifrig von Gottes Erbarmen,
Bewiesen an Elims Kindern, den armen;
Sie hörten auch von der Liebe Gaben,
Wie Reiche und Arme gespendet sie haben.
Und meint Ihr, sie hörten die liebliche Mähr'
Zu flücht'ger Ergötzung, da irret Ihr sehr.
An dem Inhalt des Opferstocks hat man erfahren,
Daß die Harlinger thätige Hörer waren.
Viel Gaben enthielt er, doch eine vor Allen,
Wird den lieben Freunden besonders gefallen.
O sehet, ein Weiblein, sie kann ins' Becken
Nicht Cents und nicht blinkende Gulden stecken.
Da nimmt sie den Ring, des Fingers Zier,

Sie weihet, lieb Elim, sie weihet ihn Dir.
Wo sie hört von des Jammers entsetzlichem Druck,
Verzichtet sie willig auf Zierrath und Schmuck.
Der beste Schmuck freilich, der ist ihr geblieben,
Das Herz in der Brust, so kräftig im Lieben.
Hier höre ich, Freunde, nun auf zu berichten.
Wie aber verknüpfe ich meine Geschichten?
Halt! Hier ist der Ring! Wie's dem Pfennig geschehen,
So mag's nun auch meinem Ringe ergehen!
Er werde versteigert! Mein Muth ist groß;
Und lieblich, so hoff' ich, fällt mir das Loos.
Wenn an Polko's Pfennig der Hohn geklebt,
Die Liebe ist's, die den Ring umschwebt.
Dem Hause des Käufers sei er ein Zeichen,
Daß nimmer ihm solle die Liebe entweichen!
Er heiße in ihm, bis zu fernster Zeit,
Der goldene Ring der Barmherzigkeit!

IV.

Wie gegessen und getrunken, gespielt und der Schluß gemacht wurde.

Panem et circenses (Brod und Spiele) begehrten die alten Römer. Beides erwarteten auch die regelmäßigen Festgäste von Elim und Hoffnungsthal. Brod — zwiefaches, für Geist und Herz, und für den Leib, und durch die Spiele ließen sie sich in das Leben der Anstalten versetzen. Gewöhnlich waren es die Arbeiten des Alltags, die beim Feste im Festgewand auftraten; oder man sah an den Spielen, wie die Anstalten den Kindesgeist zu wecken suchten. Sinn und Geist des ganzen Anstaltengetriebes verkörperte sich in den Festspielen.

Nachdem nun das geistliche Brod genossen war, wurde des Leibes gedacht. An einer Höhe waren auf den Terrassen über einander Tische gedeckt. Der Höhe gegenüber, nur durch einen

schmalen Weg getrennt, erhob sich über einem Podium eine weite Laube. Der Vorhang, der vor dieser Laube war, ließ darauf schließen, daß, was dahinter, die Bretter seien, die die Welt bedeuten. Die Bänke hinter den Tischen waren bald besetzt. Die aufgetragenen Kaffeekannen mußten ihren Inhalt hergeben; muntere Mädchen sorgten für immer neue Zufuhr. Manche Mütter öffneten ihre großen Reisetaschen und holten den mitgebrachten Kuchen heraus. Diejenigen, die keine Freunde davon waren, stundenweit ihr Brod mitzuschleppen, fanden Gelegenheit, sich Backwerk und Butterbrod zu kaufen. Und nun ging das einfache Festmahl vor sich, nachdem der Anstalts=geistliche das Tischgebet gesprochen hatte. Unterhaltung mit guten Freunden, ein kurzes Wort, von Diesem und Jenem gesprochen, bald ernst, bald scherzhaft, auch das von dem „Ring der Barmherzigkeit", ein Lied, das gemeinsam gesungen wurde, ein Stück, das die Bläser bliesen, bildeten die Würze des Mahles. Endlich verschwanden die Bläser. Man ahnte, daß jetzt das Spiel vor sich gehen werde. So war's auch. Ein Festzug aller einigermaßen dazu verwendbaren Zöglinge beider Anstalten rückte heran. Elim hatte für den Zug die Bläser, Hoffnungsthal die Trommler und Pfeifer gestellt; bald hatten jene, bald diese für einen Marsch zu sorgen. Jede Anstalt folgte ihrem Banner. Dazwischen aber, bei jeder Gruppe, ragten Stäbe hervor, die unter ihrer Spitze eine Tafel hatten, und seidene Bänder flatterten an den Seiten hernieder. Da Viele von den Gästen zu weit von diesen Emblemen entfernt waren, um ihre Inschriften selbst zu lesen, so las ein dazu bestellter Marschall die Verschen vor, wodurch man denn auch Gelegenheit fand, die Gruppe, auf die sie sich bezog, näher in Augenschein zu nehmen. Größere Zöglinge mit wettergebräuntem Angesicht eröffneten die Reihe der nach ihren Beschäftigungen Gruppirten. Ihr Geschäft erkannte man an den Spaten, Harken,

Gießkannen, die sie trugen. Sie waren die Gärtner. Ihr Emblem, mit Blumen reichlich geschmückt, trug die Inschrift:

Dem Gärtner ist auf dieser Erd'
Der älteste Patron bescheert;
Da schon im ersten Weltenjahr
Adam der erste Gärtner war.

Mit Winkeleisen, Hammern und Sägen folgten die Tischler. Ihr Spruch war:

Ganz ohne Maurer und Zimmermann
Der Tischler ein Haus vollenden kann;
Er baut es für König und Bettelmann.

Mit Schurzleder, Hammer und Kohlenschaufel folgten, die dem Maschinisten und dem Schmied Hülfe leisteten. Sie hatten auf ihrem Wahrzeichen ein ernstes Wort:

Wenn unsre Eisenstäbe glühn
Und unterm Hammer Funken sprühn:
So lernen wir, daß Kraft und Muth
Entspringen aus der Trübsalsgluth.

Die Schneiderlein sind ein leichteres Völkchen, man erkannte sie an Bügeleisen und Scheeren. So war auch ihr Sprüchlein:

Kennst Du den Vogel, der so fix,
So kräftig rufet: Flick de Büx?
Die Wachtel ist's; sie sollt' — ich mein' —
Des Schneiderhandwerks Vogel sein.

Die Schuster sprachen im ernsteren, weltklugen Ton:

Laß lieber Dir die Schuhe besohlen,
Als Pillen vom Apotheker holen.

Ihnen hatten sich mit einer Karre die Pantoffelmacher und Bürstenbinder angeschlossen; auf der Karre waren ihre Werke ausgebreitet. Die Pantoffelmacher thaten sich auf ihre fernichte Waare was zu gut.

Wer unter dem Pantoffel steht
Und stets nur auf Pantoffeln geht:
Es passen für den schlaffen Wicht
Pantoffeln wie die unsern nicht.

Die Bürstenmacher brachten einen guten Rath an.

Das Schicksal klopft roh mit dem Stock
Bald Deine Haut, bald Deinen Rock.
Hast Du nur recht gebürstet Dich,
So stäubt's dann nicht so fürchterlich.

Der Karre folgte ein kleiner Wagen mit neugebundenen Büchern, Tabellen, Heften. Die Leistungen der Buchbinderei waren es. Die stolze Inschrift lautete:

Was gedacht hat des größten Denkers Gehirn,
Wird vollendet nur — durch des Buchbinders Zwirn.
Er bringt erst in der Gedanken Gang
Mit Hülfe des Kleisters Zusammenhang.

Die letzten Industriellen sind die Korbmacher. Sie tragen Körbe über den Armen und ihr schelmischer Spruch ist:

Ist Dir schon mal ein Korb gegeben?
Von uns geschah es wirklich nicht.
Verkaufen — das ist unser Leben
Und Körbe machen unsre Pflicht.

Jetzt kommen große Jungen mit Schürzen, Eimern und Besen. Das werden wohl die Hausreiniger sein. Richtig! Ihr Emblem sagt es:

Wie künstlich auch die Spinnen spinnen
Und auf den Tod der Fliegen sinnen:
Sie freuen sich — und sind gewesen,
Kommt unsre Bürste, unser Besen.

Nun kommt ein seltsames Wahrzeichen. Ueber der Verstafel hängt eine todte Maus und keine feiste, wie sie in wohlbesetzten Lagerräumen heimisch ist. Sollt's eine Kirchenmaus sein? So ist's.

Die Kirchenmaus verkündet frei:
Der niedere Clerus zieht vorbei.

Drei große Burschen, von denen Einer den Kirchenschlüssel an schwerer Kette trägt, bilden das Kleeblatt, das zum Bälgentreten und sonstigen Kirchendiensten verwendet wird.

Bei den Knaben begegnen uns nun keine Embleme mehr, aber eine Gruppe wird geführt von einem Jungen, der Säcke über dem Arm trägt; bei einer anderen sind mehrere mit Töpfen, Binden und Knitteln. Sie werden sich hernach zu erkennen geben. Es folgt eine Reihe kleiner Kranken- und Kinderwagen. Die Insassen sind lauter Gebrechliche; aber ihre freundlichen Gesichter bestätigen das am ersten Wagen angeheftete Motto:

Auch in das Leiden dieser Zeit
Trieft unsers Gottes Freundlichkeit;
Sie strahlt auch aus des Aermsten Blick
Erquickung uns in's Herz zurück.

Der Zug der weiblichen Zöglinge wurde von den kleinsten Mädchen eröffnet. Sie trugen Bouquets in den Händen. Ihr Sinnspruch deutete das so:

Wir wären holde Blümchen gern
Im Garten Gottes unsers Herrn.
Der treuen Gärtner Müh' und Fleiß
Gesegne er zu seinem Preis.

Nach den kleineren kommen größere Mädchen; sie waren offenbar die bei der Näharbeit Beschäftigten. Denn ihr Vers hieß:

Ein schlechtes Hemd bei seidnem Kleid
Erweckt uns eitel Herzeleid.
Uns gilt mehr als der Flitterstaat
Ein Kleid, das saubre Flicken hat.

Robustere folgten ihnen, Besen, Bürsten und Eimer tragend. Sie verkündigten:

Wir fegen, feulen, scheuern stets
Mit fröhlichem Gesicht;
Wir sind — o glaubt es ganz gewiß —
Die Scheuerteufel nicht.

Andre Mädchen trugen Körbe, Etliche hatten Kartoffeln drin. Sie waren die Gemüse Putzenden. Sie vertheidigten mannhaft ihre Beschäftigung, wie folgt:

Das skrofulöse Zeitgeschlecht,
Es will Kartoffeln haben.
Der Doctor schmollt — doch sieh, er thut
Sich selber daran laben.

Nun kam noch eine Gruppe, die Kessel und große Löffel mit sich führte. Es waren die Küchenleute, die mit einigem Stolz den Beschluß machten:

Wir sind die Letzten nun von Allen;
Hat unsrer Leute Aussehn Euch gefallen:
So wißt — wenn Ihr den letzten Blick uns schenkt —
Wir haben sie gespeiset und getränkt.

Der Zug schwenkte nun nach der Seite ab und die Eine Knabengruppe, die von dem Sackträger geführt war, trat vor und begann ihr Spiel. Das kurzweilige Sacklaufen setzte oft die Lachmuskeln der Zuschauer in Bewegung. Leider konnte es so lange nicht fortgesetzt werden, wie Manche von den Großen und von den Kleinen wohl gemocht hätten. Die Bläser fingen an zu musiciren. Offenbar wurde hinter dem Vorhang schon etwas vorbereitet. Hier sollten nun noch Arbeitsgruppen zur Darstellung kommen, die in dem Zuge nicht vertreten gewesen waren.

Zuerst erblickten wir im Halbkreis eine mit Dreschflegeln versehene Achtzahl; in strammer Haltung stand sie da, über dem saubern Oberhemd kreuzten sich die bunten Hosenträger. Es waren Die, welche in der Oekonomie der Anstalten arbeiteten. Einer trat vor, stützte sich auf seinen Dreschflegel und feierte in folgenden Worten seinen Stand:

Mit dem Spaten, mit der Hacke,
Mit der schön gebräunten Backe
Stellt sich hier der Landwirth ein.
Wollt' Ihr seine Hände fühlen,
Werden sie zwar voller Schwielen,
Aber fest und nervicht sein.

Wenn des Landmanns Hände paßten
Für den feinen Klimperkasten,
Stände es um ihn nicht schön.
Oder wenn er die Lorgnette
Auf der Nas' beim Pflügen hätte,
Wär' es grausig anzusehn.

Darum: Derb und frisch und feste!
Heißt die Losung, edle Gäste,
Bei dem Sohn des Ackerbau's.
Speck und Brod in Tasch' und Magen,
Schreiten wir mit Wohlbehagen
Auf das freie Feld hinaus.

Unsre hart' und rauhe Weise
Macht's auch, daß mit uns nicht leise
Draußen unser Herrgott spricht.
Will er uns erinnern, fragen,
Einen Gruß von oben sagen,
Ohne Donnern geht es nicht.

Will er uns mal tüchtig waschen,
Leert er seine Regentaschen
Ueber unsern Rücken aus.
Will er uns 'nen Wischer gönnen,
Läßt er seine Sonne brennen,
Treibt wie Thau den Schweiß heraus.

Dafür schützt er auch die Bauern
Vor den Grillen, dem Versauern
Und vor Podagra und Gicht.
Das kann unserm Doctor passen,
Daß wir ihn in Ruhe lassen,
Dem Ap'theker paßt es nicht.

Hurrah! Hoch! Der Landwirth lebe!
Hurrah! Hoch! Sein Ruhm — er schwebe
Ueber Wiesen, Felder, Au'n;
Er bekommt auf seinen Wegen
Gottes schönsten, reichsten Segen
Stets als erster Mann zu schaun.

Der Vorhang fiel. Jetzt ging auf dem Spielplatz eine andere muntere Knabenschaar an's Topfschlagen. Wie mancher vergebliche Hieb wurde ausgeführt! Und wie mancher Schlag gelang nur durch eine List! Auch dieser Schaar war nur eine kurze Frist gegönnt; da ging der Vorhang schon wieder auf. Ein schwächliches Bürschchen stand da, wie ein Briefbote gekleidet. Seine unteren Extremitäten waren offenbar nicht in der besten Verfassung, das merkte man, als er mit Hülfe seines Stockes sich an den Vordergrund der Bühne bewegte. Er hatte offenbar den Beruf, auf dem Anstalten-Gebiete die mit der Post gekommenen Briefe auszutragen. Sein Vortrag galt seinem Berufe:

Mein Schutzpatron ist in Berlin;
Den großen Stephan nennt man ihn.
Ich bin seiner Boten Bote geworden
Und gehöre zum deutschen Reichspostorden.
Der Stephan freilich will Leute haben,
Die sollen fast immer rennen und traben.
Ich aber denke, fein mit Bedacht
Wird würdiger Brief und Packet überbracht.
Bestellgeld fordert Mercurius nicht;
Drum macht Ihr ihm stets ein so freundlich Gesicht.

Nachdem der hinkende Bote abgetreten war, wurde hinter dem Vorhang etwas zugerüstet. Die Bläser füllten die Pause aus. Als die Aussicht wieder frei war, hatten wir zwei Werkstätten vor uns. Man gab uns Zeit, zu sehen, wie die Einen Schuhe flickten, die Andern Matratzen machten. Der Schuster aber konnte das Schweigen nicht so lange aushalten, wie sein Arbeitscollege. Er legte den Leisten bei Seite, stand von seinem Bocke auf und sprach:

Ihr Leute, nennt das Unglück Pech;
Der Mißbrauch muß aus der Sprache weg.
Wir Schuster kennen der Dinge Grund,
Dabei ward uns etwas Andres kund.

Auf Pech beruht des Menschen ganzes Wesen;
Beim Sitzen und Stehen, beim Schreiben und Lesen,
Beim Tanzen und Springen, beim frohen Genießen
Hat selbst der Kaiser Pech an den Füßen.
Nur der Schläfer bedarf des Peches nicht;
Drum macht er auch ein so langweilig Gesicht.
Wer an den Füßen nicht gut ist verpicht,
Dem nützet die beste Gesundheit nicht.
Drum nehmet des Schusters Worte zu Ohren,
So habt bei dem Doctor Ihr nichts verloren.
Bestreitet das Einer: — flugs mach' er sich weg,
Sonst fühlt er am Munde ein Pflaster von Pech.

Der Matratzenmacher trat vor, als ob er den Selbstruhm seines Vorgängers nicht ganz anerkennen wollte. Er sprach:

Man sagt, ein Mensch, der Vieles schafft,
Verzehre bald die Lebenskraft.
Doch sind mir zwei Leute der Jetztzeit bekannt,
Jahrzehende lang schon voll Ruhmes genannt,
Die auch in des höchsten Alters Tagen
Nicht wie andere Greise stöhnen und klagen.
Der Eine ist Wilhelm, der Deutschland vereinte,
Der Andere Ehren=Pius der Neunte.
Wie ist es gekommen, daß Kraft und Trieb
Des Lebens bei Beiden so frisch verblieb?
Ist's, daß Wilhelm in all seinen Tagen
Niemals Pantoffeln und Schlafrock getragen?
Das kann es nicht sein; denn Pius trägt immer,
Selbst wenn er Besuch hat, Pantoffeln im Zimmer.
Die läßt er sich küssen — sie sind ja auch rein;
Er kommt nicht, wie wir, in den Kuhstall hinein.
Doch Eins haben Beide in ihrem Leben
Dem müden Leibe zur Stärkung gegeben.
Sie haben ihr Lager, die beiden Alten,
Stets frei von Federn und Dunen gehalten.
Drum wollet auf Erden ihr lange mitlaufen,
Ihr braucht Euch den Hufeland nimmer zu kaufen.
Kauft lieber für Eure letzten Batzen
Euch harte Kissen und harte Matratzen.

Es währte nicht lange, so war hinter dem gesenkten Vorhange die Bühne geräumt. Er erhob sich und aus einem Kreise kleiner Mädchen trat eine hervor und sprach, wie folgt:

Das Spiel ist nun zu Ende;
Es naht des Festes Schluß.
Empfangt nun, theure Gäste,
Mit Dank den Abschiedsgruß!

Zieht heim! Ob auch die Sonne
Zum Untergang sich senkt:
Wir hoffen, daß Ihr unser
In Liebe stets gedenkt.

Auch hier soll nie erlöschen
Der Liebe sel'ges Thun.
Gott helfe! und sein Segen
Mög' fürder auf ihm ruhn.

Doch hört noch Eine Bitte!
Gewiß, Ihr hört sie gern.
Wir haben fromm gebetet,
Gedankt dem höchsten Herrn;

Doch fehlet noch Ein Blümlein
In unsers Festes Kranz;
Es fehlt noch das Gedächtniß
Des theuren Vaterlands.

Laßt nun den Schluß verkünden,
Daß wir auch sein gedacht.
Dem Vaterlande werde
Ein brausend Hoch gebracht!

Doch Deutschlands Ruhm, er gipfelt
In unsers Kaisers Glanz.
Singt bei Trompetenschalle:
„Heil Dir im Siegerkranz!"

Der Zug der Anstaltsgenossen ging jetzt nach der Seite wieder zurück, woher er gekommen war. Die Gäste folgten langsam. Inzwischen hatten die Gebäude, da es angefangen hatte, dunkel zu werden, sich in ein Lichtgewand gekleidet.

Lichter an den Fenstern, Lampions in den Veranden — und von oben der Mond und einige Sternlein — eine erhebende Festbeleuchtung! Vor einem der Häuser sprach der Anstalts-Geistliche ein Schlußgebet. Dann intonirte der Bläserchor die liebliche Melodie: Unter Lilien jener Freuden — und die Fest-gemeinde stimmte das Abendlied der beiden Anstalten an:

Abendruhe, sei willkommen!
Still verglommen
Ist der Sonne letzter Strahl.
Tief ersehnen Deinen Frieden
Alle Müden,
Stadt und Land und Berg und Thal.

Aus der hohen, sel'gen Ferne,
Wo die Sterne
Wir in stiller Klarheit schaun,
Laß nach Sorgen, Mühen, Quälen
Auf die Seelen
Frische Kühlung niederthaun.

Was in seiner Arbeit heute
Sich verstreute,
Sammle mild zu süßer Ruh;
Richte für den Seelenhüter
Die Gemüther
Noch zum letzten Opfer zu.

Abendruh', wie allen Matten
Deine Schatten
Sind doch ein so tröstlich Bild!
Wie wird sein so lieblich labend
Jener Abend,
Der die letzte Sehnsucht stillt!

Herr, der Tag' und Nächte lenket
Und uns schenket
Nach der Arbeit sanfte Ruh,
Führ' uns, will es hier auf Erden
Abend werden,
Deinem ew'gen Tage zu!

V.

Was man auf der Heimkehr vom Fest erlebte.

Mein Rückweg sollte mit Verdruß beginnen. Aber es mußte doch wohl gut sein, daß mir auch solche Bilder begegneten, aus denen ich in ihrem ganzen Umfange die Manchfaltigkeit der Besucher christlicher Feste kennen lernte. Ich gerieth unter einen Haufen Jungen, in dem drei rohe Burschen ganze Hände voll abgerissener Kirschbaumzweige mit Früchten trugen. Sie rühmten sich, den Gartenwächter in Hoffnungsthal gehörig gefoppt und bedauerten, einen noch größeren Zweig, von dem er sie fortgejagt, nicht mitbekommen zu haben. Nun stritten sie sich über ihre Beute, und etliche kleinere Jungen baten, daß man ihnen doch auch einige Kirschen abgebe. Der ganze Hergang hätte mich noch weniger verdrossen, wenn nicht unmittelbar hinter dem Knabenhaufen einige Weiber gegangen wären und sich an dem Zanken und Bitten betheiligt hätten. Eine war die Mutter eines kleinen Wilhelm und legte für diesen bei dem größten der Räuber Fürbitte ein; sie wolle ihm auch, so versprach sie, einige Stücke Zucker geben, wenn er ihrem Wilhelm eine Handvoll Kirschen dafür ablasse. Sie öffnete dann ihre große Tasche und holte das Versprochene heraus. Ihre Gefährtin blickte bei der Gelegenheit in diese Vorrathskammer und meinte, sie habe sich am Tische bei dem Kaffee gut bedacht. „Ja," sagte das Weib, „soll man das nicht? Wofür giebt man denn sein Geld aus?" Und die Andere meinte, sie habe Recht, Anstalten hätten einen großen Beutel, bei denen müsse man sich nicht geniren. Da huschten die beiden Fräulein vorbei, die ich auf dem Hingang getroffen hatte. „Nicht wahr? War er nicht heute wieder himmlisch?" — „Ja, göttlich!"

erwiederte die Andere. — Auch die beiden ehrsamen Handwerksmeister mit ihren Frauen traf ich wieder; die letzteren bemäkelten den Kaffee und taxirten den Preis der dazu verwendeten Bohnen. Die Männer gaben die Erklärung dazu; sie schoben die Schuld darauf, daß in den Anstaltsvorständen gewöhnlich Krämer und Kaufleute seien, die bei ihren Lieferungen guten Profit machten. Doch hatten sie auch bei dem Feste ein besonderes Amusement gehabt; es war eine Bank niedergebrochen. Freilich gab das auch wieder zu der kritischen Bemerkung Veranlassung, daß Anstaltsleute nicht recht praktisch seien; wenn sie es mit den Bänken so und so gemacht hätten, so würde das Niederbrechen nicht haben vorkommen können. — Für ein Paar nachfolgende junge Leute waren nun die Anstaltsleute gerade zu Idealen geworden. Das sei doch, erklärte der Eine, ein gar zu schöner Beruf. Er dachte freilich nur daran, daß die Angestellten bei den Aufzügen, bei dem Ordnen u. s. w. etwas vorgestellt hätten. Der Andere hielt ihr jetziges Leben für bequemer als das, das sie früher bei ihrem Handwerk geführt. Aber der Dritte sah nicht auf die Außenseite, bestritt auch, daß sie es jetzt bequemer hätten. Sie hätten es vielmehr, wenn sie es treu meinten, wohl recht schwer, aber es könne doch nichts Schöneres geben, als dem Herrn so an seinen elenden Kindern dienen. Er hoffte etwas von dem heutigen Feste, er habe nämlich seine Eltern veranlaßt, es auch mal zu besuchen. Nun würden sie, hoffte er, endlich wohl ihre Genehmigung ertheilen. Er habe nämlich schon lange ein Verlangen gehabt, sich in Elim als Wärter anstellen zu lassen. Das konnten die beiden Anderen um so weniger fassen, als er doch bei seinem Meister mehr verdiene, als die Anstalten ihm geben könnten. Er aber meinte, die Liebe mache reicher als das Geld. — Da kamen Männer, die unterhielten sich über die Versteigerung des Ringes. Der Eine wußte, daß er einen Werth von ungefähr 6 Mark gehabt habe

und über 40 Mark für ihn eingegangen seien, ein Lederhändler habe das Höchstgebot gethan. Er bedauerte, daß ein gewisser P. nicht dagewesen sei, dann würde gewiß noch mehr erzielt sein. Sein Freund meinte, ja, es sei überhaupt schlimm, daß die Reichen sich noch immer von solchen Festen so fern hielten. Der Erstere stimmte ihm bei und setzte hinzu: „Das ist mir auch so auffällig, sie gehen doch bei gläubigen Predigern in die Kirche, bei solchen, die sich an den Festen betheiligen. Ich kann's nicht begreifen, warum sie ihren Lieblingspredigern auf die Feste nicht folgen." „Es muß wohl," meinte der Andere, „daran liegen, daß es ihnen an dem rechten Gemeinschafts=bedürfniß fehlt. Neben dem kleinen Mann in der Kirche sitzen, das können sie wohl; aber weiteren Verkehr wollen sie nicht." Sein Freund bestätigte das und tadelte es, daß, wenn einmal die gelehrten oder reichen Männer, die Leute höheren Standes sich bei solchen Festen etwa als Komitémitglieder einfänden, sie sich dann meistentheils zusammensetzten, sich aber höchst selten unter das Volk mischten, allerhöchstens als Beobachter unter ihm einherspazierten. „So ist es," lautete die Erwiederung, „am wenigsten aber will es mir gefallen, wenn die Pastoren es so machen." — Eine fernere Gruppe unterhielt sich darüber, daß man beim Feste die Anstalten doch nur im Sonntagsstaat zu sehen bekomme; es sei doch wohl der Mühe werth, sie auch einmal im Alltagskleide zu sehen, und Mehrere verabredeten sofort mit einander den Besuch an einem Wochentage. — Für den Schluß meines Weges war mir eine besonders wohlthuende Unterhaltung aufgespart. Ein ältlicher Herr ging mit mir. Er äußerte sich etwa in folgender Weise: „Der Nutzen der Idioten=Anstalten wird verschiedenartig angesehen. Einige denken nur an den kleinen Procentsatz derjenigen Bildungsfähigen, welche eine wenn auch mangelhafte Reife für die gewöhnlichen Lebensverhältnisse erlangen. Andere freuen sich, daß durch diese

Anstalten hunderte von Elendsgestalten von dem Markte des Lebens entfernt werden. Mir steht fest, daß Alles, was geboren wird, Anspruch auf ein frohes Dasein hat. Die Art der Freude wird durch die Anlage bedingt. Es giebt höhere, geringere Freuden, wenn man sie ihrem Werthe nach beurtheilt. Den armen, von Natur freudelosen Idioten, wollen nun die Anstalten zu solchen Freuden verhelfen, deren sie fähig sind oder fähig gemacht werden können. Durch Erziehung und Arbeitsunterricht wird den Einen geholfen, sich auf dem Felde der Thätigkeit ihre Freudenquellen zu öffnen. Wer aber so tief steht, daß hieran nicht zu denken ist, dem soll die Pflege es ermöglichen, daß auch er sich freue und nicht blos den Druck des Elends empfinde. Darum nehme ich eben von dem heutigen Feste einen so befriedigenden Eindruck heim. Was ich in den Zügen, was ich in den Sälen, in den Betten sah, Alles war froh." — Während der alte Herr so redete, fielen einige Regentropfen. Ich wollte meinen Schirm aufspannen. In diesem Augenblick nahte ein Wagen. Die Insassen desselben erkannten mich, klopften an die Fensterscheiben und luden mich zum Einsteigen ein. Gern nahm ich das freundliche Anerbieten an, wofür ich freilich sofort auch eine Gegenleistung übernehmen mußte. Einer meiner Freunde sagte: „Ich weiß, Sie arbeiten an Ihrem ‚Idiotophilus' und Gott wolle Ihre Werbung für die armen Idioten segnen. Benutzen Sie nun für dieselbe unser heutiges Fest und geben Sie Ihrem Bilde desselben die bekannte Unterschrift des Readschen Berichts von 1856." „Soll geschehen!" erwiederte ich. Und nun, liebe Leser, bin ich jener Aufforderung nachgekommen und schließe mit dem gewünschten Worte von Read, das sich auf alle drei Gaben dieses Bändchens beziehen mag:

„Wir bitten für Die, die selbst für sich nicht bitten können."

Das vorliegende Buch bildet den dritten Band eines in drei Bänden erschienenen Werkes unter dem Gesammttitel:

Idiotophilus.

Der erste Band wendet sich an die Vorsteher und Leiter von Idioten-Anstalten, Pädagogen, Aerzte ꝛc., der zweite giebt in seinen Aphorismen allen Idiotenfreunden und besonders den Lehrern, Pflegern und Hülfsarbeitern in Idioten-Anstalten die nöthigen Winke zur heilsamen Ausführung ihres Dienstes; was der dritte bietet, ergiebt das Vorwort zu diesem Bande.

Einige Urtheile der Presse über „Systematisches Lehrbuch der Idioten-Heilpflege“:

Hätte man bereits mit Sicherheit die Ursachen der Idiotie erforscht, so würde es sich zur Heilung oder Hemmung des Uebels einfach darum handeln, das Augenmerk auf diejenigen Maßregeln zu richten, welche die Idiotie zu verhüten im Stande sein können. Da aber die Wissenschaft in diesem Punkte noch im Dunkeln tappt, so muß es jeder Menschenfreund mit Freuden begrüßen, wenn sich Männer finden, die es sich zur Lebensaufgabe machen, aus den Schwachsinnigen durch zweckmäßige Erziehung und angemessenen Unterricht, soweit es geht, noch brauchbare Menschen heranzubilden und sich mit christlicher Barmherzigkeit dieser Aermsten unter den Armen anzunehmen. Der erfahrene und bewährte Verfasser des vorliegenden Buches hat sich fünf Lustra mit Herz und Hand dieser humanitären Aufgabe ergeben und war daher wohl wie kein Zweiter zur Abfassung eines solchen Werkes, an welchem es bis jetzt noch gefehlt hat, berufen. Das Werk zeichnet sich durch wissenschaftliche Gründlichkeit aus und wird sicher seinen Weg machen. Wir empfehlen es namentlich auch zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken, da die Klagen über die Zunahme der schwachsinnigen Kinder in den Schulen leider immer lauter werden.

(Leipziger Tageblatt und Anzeiger.)

Wenn irgend Jemand zur Behandlung dieses schwierigen und vielumfassenden Gegenstandes berufen ist, so ist es der Mann, unter dessen Leitung die Alsterdorfer Anstalten vom Senfkorn zu einem weithin Schatten spendenden Baum sich entwickelten und unter dessen Pflege im Laufe von zwei Decennien Tausende von Idioten gestanden haben. „Verstand und Herz“ der Lehrer und Pfleger der Aermsten unter den Armen möchte der Verfasser gewinnen, „Verstand und Herz“ Derer im großen Publikum bewegen, die durch unklare Begriffe, durch kaltsinnige

Herzlosigkeit oder durch Scheu vor allem Umschauen sich abhalten lassen, diesen oft verspotteten, meist hülflosen, immer beklagenswerthen geistigen und körperlichen Krüppeln — deren es ungefähr 3 auf 1000 Seelen giebt! — Blick und Hand zuzuwenden. Was Sengelmann will, gelingt ihm vortrefflich. Wir dürfen der Arbeit gründliche Benutzung des gesammten weitschichtigen Materials — die angeführte Literatur über das Idiotenwesen enthält 256 Nummern! — nachrühmen, sei es philosophischer Betrachtung entsprossen, sei es medicinischen Inhalts, sei es auf pädagogischem Boden erwachsen. Dem Verfasser kommt es nicht darauf an, nur ein Buch zu schreiben, in dem längst ausgesprochene Gedanken reproducirt werden, sondern darauf, gegen den Prüfstein der eigenen, reichen Erfahrung zu halten, was Andere erwogen haben, um möglichst sichere Resultate zu gewinnen. Die klaren, kurzen, gut erläuterten Definitionen sind ein wahrer, in dem Werke ruhender Schatz. Schlagend und herzbewegend weist der Verfasser nach (§§ 9 und 10), daß nicht ein Sinn nur bei der Idiotie leidet, sondern daß alle Sinne bei diesen Armen in Mitleidenschaft gezogen sind. Und welch' ein trauriges Bild entfaltet sich vor unseren Blicken, wenn nach den Ursachen dieses Leidens der Menschheit geforscht wird. Vererbung wird genannt und Verwahrlosung, aber als furchtbarster Factor bietet sich die Trunksucht der Eltern von Idioten dar; der Branntwein, der für Hoch und Niedrig so leicht erreichbar ist, ruft dieselben Erscheinungen hervor, die durch Einathmung von Sumpfluft erzeugt werden, das Blut wird „verbrannt" und unter dem Unsegen der Väter leiden die Kinder. Freudig bewegt dürfen wir das historische Material durchgehen, aus dem uns klar wird, daß die Klage, die einst Professor Troxler mit Recht ausstoßen konnte: „Die Priester aller Stände, die mitleidigen Samariter der medicinischen, wie die hochstrebenden Leviten der theologischen Facultät, ebenso die Pädagogen und Diplomaten und namentlich die Landpfleger unserer 22 Gaue von A bis Z gehen an den Cretinen vorüber, weil sie des Anblicks gewöhnt und des Mitleids verwöhnt sind", in unsern Tagen nicht mehr gilt. Seit Guggenbuhl auf dem Abendberge 1836 den ersten Versuch machte, mit wahrer Samariterliebe den Idioten beizustehen, ist die Morgensonne für diese Aermsten unter den Armen aufgegangen und Deutschland, das Herz Europas, darf sich rühmen, am herzlichsten sich dieser Unglücklichen anzunehmen; — die 31 Anstalten, die es für Idioten in unserem Vaterlande giebt, sind ein schöner Beweis dafür, daß Medicin und Theologie einig sind in der Uebung der Barmherzigkeit. — Von besonderem Interesse für Leiter von Idioten-Anstalten ist der Theil, welcher die Ueberschrift trägt: Die Idiotenanstalt. Da werden Unterricht und Behandlung, Lehrpläne und Küchenzettel uns vor die Augen gestellt und aus der Mannigfaltigkeit des Gebotenen leuchtet immer das Eine hervor: Segen zu bringen den Aermsten unter den Armen, damit auch sie den Pulsschlag der Liebe Gottes fühlen lernen. — Wir wünschen dem verdienstlichen Buche einen weiten Leserkreis, der sich bewegen läßt „Verstand und Herz".

(Magdeburgische Zeitung.)

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Einige Urtheile der Presse
über Band I von „Idiotophilus“:

Systematisches Lehrbuch der Idioten-Heilpflege.

„Dies Buch, allen Idiotenfreunden und besonders den Vorstehern und Leitern von Idioten-Anstalten, Pädagogen und Aerzten gewidmet, muß als eine ganz bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur begrüßt werden. Seit mehr denn zwanzig Jahren hat sich Pastor Sengelmann in den Dienst des Idiotenbildungswesens gestellt. Die in der Nähe von Hamburg gelegene Alsterdorfer Anstalt, in Deutschland die größte und complicirteste ihrer Art, hat er aus kleinen Anfängen entstehen und unter seiner Leitung sich zu ihrem jetzigen großartigen Umfang entwickeln sehen. Als Vorsitzender der Conferenz für Idioten-Heilpflege, auf vielfachen Reisen und durch das Studium der betreffenden Literatur lernte er außerdem fast alle deutschen Idiotenanstalten und deren Arbeit kennen, so daß er, wie kaum ein anderer, zur Abfassung des vorliegenden Werkes befähigt war. Das Buch besteht aus einem theoretischen, einem historischen und einem praktischen Theile. Der theoretische Theil behandelt in wissenschaftlicher Weise die Ontologie, Symptomatologie und Aetiologie, klärt also auf über Wesen, Eigenthümlichkeiten und Ursachen der Idiotie. Der historische Theil bietet vieles bisher weniger bekannte und ist namentlich noch dadurch höchst interessant, daß er die Geschichte einer großen Anzahl von Anstalten mittheilt. Ganz besonders werthvoll ist die hier gegebene tabellarische, statistische Uebersicht der Idiotenanstalten. Der praktische Theil endlich behandelt nach Erledigung einiger Vorfragen die Idiotenanstalt selbst, bespricht also Gründung, Verwaltung, Erhaltung und Gestaltung dieser Anstalten. Hier werden eingehend Personal, Unterricht, Beschäftigung, Erholung, Gesundheitspflege, Räumlichkeiten u. s. w. besprochen. Reiche Erfahrung, reiches Wissen ist in diesem Buche niedergelegt worden. Nicht minder verdient aber auch die Wärme hervorgehoben zu werden, mit der es geschrieben worden ist. Jede Seite ist ein Beleg dafür, wie sehr dem Verfasser das Geschick der unglücklichsten aller Kinder am Herzen liegt. Gott lohne es ihm dadurch, daß sein Buch diesen Aermsten recht viele Freunde zuführe.“

(Anzeiger für die neueste pädagogische Literatur.)

„Bei der bedauerlichen Thatsache, daß die Klagen über die Zunahme der schwachsinnigen Kinder in den Schulen immer lauter ertönen, wird es für Lehrer und Schulbehörden von größtem Interesse sein, wenn wir auf das vorstehend angekündigte neue Werk aufmerksam machen. Es ist zwar behauptet worden, daß die Heilung der Idiotie nicht möglich, daß sie nur scheinbar, nur Dressur der in höherem oder geringerem Grade geistesschwachen Personen sei; aber aus dem vorliegenden Buche, in welchem umfassend und gründlich alle Stufen der Idiotie vorgeführt sind, erkennt der Menschenfreund mit Freuden, daß, wenn auch nicht immer Heilung, wenigstens Hemmung der Fortschritte der Idiotie erreicht werden kann, übrigens nicht jeder Versuch der Bildung und des Unterrichts bei diesen Unglücklichen illusorisch, im Gegentheil durch zweckmäßige Erziehung und angemessenen Unterricht eine gewisse Besserung zu erzielen ist, und aus den Schwachsinnigen noch brauchbare Menschen heranzubilden sind, wenn sie abgesondert von den normal entwickelten Kindern einen ihrer geringen geistigen Befähigung angemessenen Unterricht genießen. Ein Werk wie das Sengelmann'sche hat bisher noch nicht existirt, es ist schon deshalb ein Ereigniß in der Literatur. Wir wünschen ihm allenthalben die Beachtung, welche es in hohem Grade verdient.“

(Dr. W. im Leipziger Dorfanzeiger.)

Norden. Diedr. Soltau's Verlag.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Einige Urtheile der Presse

über Band I von „Idiotophilus“:

Systematisches Lehrbuch der Idioten-Heilpflege.

„Dies Buch, allen Idiotenfreunden und besonders den Vorstehern und Leitern von Idioten-Anstalten, Pädagogen und Aerzten gewidmet, muß als eine ganz bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur begrüßt werden. Seit mehr denn zwanzig Jahren hat sich Pastor Sengelmann in den Dienst des Idiotenbildungswesens gestellt. Die in der Nähe von Hamburg gelegene Alsterdorfer Anstalt, in Deutschland die größte und complicirteste ihrer Art, hat er aus kleinen Anfängen entstehen und unter seiner Leitung sich zu ihrem jetzigen großartigen Umfang entwickeln sehen. Als Vorsitzender der Conferenz für Idioten-Heilpflege, auf vielfachen Reisen und durch das Studium der betreffenden Literatur lernte er außerdem fast alle deutschen Idiotenanstalten und deren Arbeit kennen, so daß er, wie kaum ein anderer, zur Abfassung des vorliegenden Werkes befähigt war. Das Buch besteht aus einem theoretischen, einem historischen und einem praktischen Theile. Der theoretische Theil behandelt in wissenschaftlicher Weise die Ontologie, Symptomatologie und Aetiologie, klärt also auf über Wesen, Eigenthümlichkeiten und Ursachen der Idiotie. Der historische Theil bietet vieles bisher weniger bekannte und ist namentlich noch dadurch höchst interessant, daß er die Geschichte einer großen Anzahl von Anstalten mittheilt. Ganz besonders werthvoll ist die hier gegebene tabellarische, statistische Uebersicht der Idiotenanstalten. Der praktische Theil endlich behandelt nach Erledigung einiger Vorfragen die Idiotenanstalt selbst, bespricht also Gründung, Verwaltung, Erhaltung und Gestaltung dieser Anstalten. Hier werden eingehend Personal, Unterricht, Beschäftigung, Erholung, Gesundheitspflege, Räumlichkeiten u. s. w. besprochen. Reiche Erfahrung, reiches Wissen ist in diesem Buche niedergelegt worden. Nicht minder verdient aber auch die Wärme hervorgehoben zu werden, mit der es geschrieben worden ist. Jede Seite ist ein Beleg dafür, wie sehr dem Verfasser das Geschick der unglücklichsten aller Kinder am Herzen liegt. Gott lohne es ihm dadurch, daß sein Buch diesen Aermsten recht viele Freunde zuführe.“

(Anzeiger für die neueste pädagogische Literatur.)

„Bei der bedauerlichen Thatsache, daß die Klagen über die Zunahme der schwachsinnigen Kinder in den Schulen immer lauter ertönen, wird es für Lehrer und Schulbehörden von größtem Interesse sein, wenn wir auf das vorstehend angekündigte neue Werk aufmerksam machen. Es ist zwar behauptet worden, daß die Heilung der Idiotie nicht möglich, daß sie nur scheinbar, nur Dressur der in höherem oder geringerem Grade geistesschwachen Personen sei; aber aus dem vorliegenden Buche, in welchem umfassend und gründlich alle Stufen der Idiotie vorgeführt sind, erkennt der Menschenfreund mit Freuden, daß, wenn auch nicht immer Heilung, wenigstens Hemmung der Fortschritte der Idiotie erreicht werden kann, übrigens nicht jeder Versuch der Bildung und des Unterrichts bei diesen Unglücklichen illusorisch, im Gegentheil durch zweckmäßige Erziehung und angemessenen Unterricht eine gewisse Besserung zu erzielen ist, und aus den Schwachsinnigen noch brauchbare Menschen heranzubilden sind, wenn sie abgesondert von den normal entwickelten Kindern einen ihrer geringen geistigen Befähigung angemessenen Unterricht genießen. Ein Werk wie das Sengelmann'sche hat bisher noch nicht existirt, es ist schon deshalb ein Ereigniß in der Literatur. Wir wünschen ihm allenthalben die Beachtung, welche es in hohem Grade verdient.“ (Dr. W. im Leipziger Dorfanzeiger.)

Norden. Diedr. Soltau's Verlag.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sengelmann, Heinrich Matthias,

Idiotophilus Von Pastor Heinr. Matth. Sengelmann

Bd.: 3

1885

Path. 1178 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11873546-0